

Dipl. rer. mil. Werner Patzer

Vom Flüchtlingsjungen zum NVA-Offizier

Erinnerungen an Jugend und erste Dienstjahre

Der letzte Tag im Dienst

Der Kalender zeigt Freitag, den 28. September 1990. Wieder neigt sich ein Arbeitstag seinem Ende zu. Ich stehe am Fenster meines Dienstzimmers und schaue auf die grünen, vielfach auch schon gelb und braun gefärbten Blätter der Pappeln und Birken, die auf dem schmalen Rasenstreifen zwischen dem Haus 4a des Verteidigungsministeriums und dem Sportplatz wachsen. Aus den benachbarten Häusern strömen die uniformierten und die zivilen Mitarbeiter des Ministeriums dem Hauptaustgang zu. Vielen wird es ähnlich gehen wie mir.

Die vergangene Woche war mit routinemäßigen Arbeiten ausgefüllt, wie ich sie nun schon seit vielen Jahren als Chef der Verwaltung Personelle Auffüllung im Hauptstab der Nationalen Volksarmee gewohnt war. Dazu zählten die monatliche Dienstbesprechung beim Vorgesetzten, dem Stellvertreter des Chefs des Hauptstabes für Organisation, Generalleutnant Leistner, die Dienstversammlung mit allen Angehörigen der Verwaltung und die Dienstbesprechung mit den Leitern der Abteilungen - verbunden mit der Auswertung der Arbeitsergebnisse im September und der Aufgabenstellung für Oktober.

Und dennoch ist dieser Tag von besonderem Gewicht, ich empfinde ihn als einen der schwersten in meinem Leben. Denn in etwa 100 Stunden wird es diese Armee, die mein Leben und das vieler meiner Kameraden über Jahrzehnte hinweg bestimmt und geprägt hat, nicht mehr geben. Entsprechend dem Mitte August 1990 übermittelten Bescheid werden mit Wirkung vom 30. September, kurz vor der Übernahme der immer noch 103 000 Mann starken Volksarmee der DDR in die Bundeswehr, alle zu diesem Zeitpunkt dienenden Armeeangehörigen, die 55 Jahre und älter sind, aus dem aktiven Wehrdienst entlassen. Den über 50jährigen wurde es freigestellt, ebenfalls zu gehen.

In meiner Verwaltung sind das außer mir und meinem Stellvertreter, Oberst Pahnke, weitere 11 Offiziere. Meine Dienstgeschäfte mußte ich daher an den Leiter der Abteilung Einberufung und Auffüllung, Oberst Kollhoff, übergeben, der die Eingliederung der Verwaltung in die künftige Wehrbereichsverwaltung VII zu vollziehen hatte. (Oberst Kollhoff reichte aus eigenem Entschluß zum 31.12.1990 seine Entlassung ein, wie auch die Oberste Berger und Hofmann).

Mein Vorgesetzter, Generalleutnant Leistner, übergab befehlsgemäß an seinen Stellvertreter, Generalmajor Löffler, der zu einer Gruppe jüngerer Generale (jünger als 50 Jahre) gehörte, die von der Bundeswehr übernommen werden sollten. Auch diese Gruppe erhielt dann von einem auf den anderen Tag die Mitteilung, daß ihr Dienst am 30.09.1990 beendet sei.

So hatten wir uns in den Wochen und Monaten des Umbruchs in der DDR die Zusammenführung von NVA und Bundeswehr zu einer neuen deutschen Verteidigungstreitmacht, wie immer sie heißen sollte, nicht vorgestellt. Immer wieder, noch Mitte September auf der Kommandeursberatung des Ministers für Abrüstung und Verteidigung, Rainer Eppelmann, zu der die Chefs, Kommandeure und Leiter bis zur Ebene des Regiments und gleichgestellter Truppenteile versammelt waren, hatte der Volkskammerabgeordnete des mit der CDU in einer Fraktion verbundenen "Demokratischen Aufbruchs" und Minister des Kabinetts de Maizière von einem ehrenvollen Übergang der NVA in die Einheit Deutschlands gesprochen.

Was mich persönlich betraf, so hatte ich mir mit meinen 58 Jahren - auch in Kenntnis der Dienstlaufbahnbestimmungen der Bundeswehr und des dort zeitlich früheren Ausscheidens aus dem aktiven Dienst - schon seit dem Ausgang der Volkskammerwahlen im März

1990 keine Illusionen über eine Weiterverwendung in einer einheitlichen deutschen Armee gemacht.

Aber jetzt zeichnete sich ja mit der angeordneten Entlassung aller Berufssoldaten über 55 und dem nahegelegten Ausscheiden aller Berufssoldaten über 50 Jahre sowie der Entlassung auch jüngerer Generale und Stabsoffiziere ein Prozeß ab, den man später nicht zu Unrecht als die "Enthauptung der NVA" bezeichnet hat. Und in maßgeblichen Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk- und Fernsehsendungen Westdeutschlands lief schon seit dem Kaukasus-Gipfel zwischen Michail Gorbatschow und Helmut Kohl im Juli 1990 eine Kampagne der Verteufelung der NVA, ihres Charakters und ihrer historischen Rolle, die in einem Kommentar der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" in der Forderung gipfelte: "Auflösen ohne Rest - was sonst?"

Gewiß, wir hatten dem jetzt kurz vor seinem Ende stehenden Staat DDR treu und ehrlich gedient, hatten über Jahrzehnte hinweg den anderen deutschen Staat und seine Armee als politischen wie militärischen Gegner betrachtet, der uns lieber heute als morgen beseitigen wollte und dem wir auch bei günstigen politischen Bedingungen einen militärischen Überfall zutrauten, ja, auf dessen Abwehr wir uns immer wieder intensiv vorbereiteten und dazu eine ziemlich hohe ständige Gefechts- und Mobilmachungsbereitschaft aufrechterhielten.

Erst in den letzten Jahren, seit der Konferenz in Helsinki, den Abrüstungsverhandlungen zwischen UdSSR und USA sowie den Truppenreduzierungsgesprächen in Wien, seit Offiziere ausländischer Armeen und gegensätzlicher Militärpakte als Manöverbeobachter beim potentiellen Gegner auftauchten und erste friedliche Kontakte zustandekamen, gerieten die Feindbilder ins Wanken.

Ins Wanken war auch unser Glaube an die Richtigkeit der Politik unserer eigenen Partei- und Staatsführung geraten, besonders im Sommer 1989, als die Flüchtlingswelle in die Botschaften der BRD und schließlich über die Grenzen Ungarns und der Tschechoslowakei keinerlei Resonanz im Zentralkomitee der SED, in der Regierung und den Medien der DDR verursachte - außer hämischen Kommentaren und Schuldzuweisungen an die psychologische Kriegführung sowie die ideologische Diversion des Klassenfeindes, insbesondere an das Westfernsehen.

Kein Aufruf an das Volk, keine Selbstkritik, kein Bloßlegen der wahren Ursachen für die politische Krise, keine Maßnahmen zur Entwicklung der Demokratie und zur Veränderung der ökonomischen Lage - nichts geschah. Im Gegenteil, zum 40. Jahrestag der DDR stiegen Jubelfeiern bisher ungewohnter Größenordnung unter hochrangiger internationaler Beteiligung der Repräsentanten der sozialistischen Länder sowie der Kommunistischen und Arbeiterparteien aller Kontinente.

Was hatten wir, was hatte ich falsch gemacht in meinem Leben, daß wir diesen Marsch der DDR in die Katastrophe nicht verhindert, ja nicht einmal erkannt hatten, obwohl wir nicht nur einmal im Familienkreise, mit Kameraden, Freunden und Genossen über Mängel und Fehler diskutiert hatten, mit der Verkleisterung vorhandener Widersprüche und der verlogenen Erfolgspropaganda (Stichwort: Monatliche Bilanzen der Erfüllung des Volkswirtschaftsplanes) nicht einverstanden waren, auch so manche Selbstherrlichkeit und die Lebensfremdheit leitender Partei- und Staatsfunktionäre kritisiert hatten?

Wir Offiziere der NVA waren doch ganz überwiegend aus einfachen Lebensverhältnissen gekommen, hatten in der Jugend körperlich hart arbeiten müssen, als Kinder, Flakhelfer oder schon als Soldaten die Schrecken des Krieges und den verblendeten Fanatismus einer alten Führungsschicht erlebt - warum hatten wir nicht eher aufgemuckt und wenigstens nach den Forderungen des Parteistatuts der SED "Kritik ohne Ansehen der Person" geübt, gegen offenbare Mißstände energisch angekämpft?

Im Zeitraffertempo ziehen an meinem geistigen Auge die wichtigsten Etappen meines

Lebens vorbei, immer begleitet von der bohrenden Frage: War alles umsonst ?

Wie verlief deine Kindheit, was formte dich, warum wurdest du Volkspolizist und dann Soldat, wie hast du es trotz erheblicher Bildungslücken durch Krieg und Flucht zum Stabsoffizier und schließlich zum General der NVA gebracht ? Wie hat dieser neue deutsche Staat in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone, der als antifaschistisch-demokratische Ordnung, als Arbeiter-und-Bauern-Macht im bewußten Gegensatz zu den bisherigen Traditionen des deutschen Imperialismus und Militarismus in die Geschichte eintrat, das bürgerliche Bildungsprivileg gebrochen, eine neue Führungsschicht hervorgebracht und auch Dich persönlich wachsen und reifen lassen ?

Nein, so sagte ich mir, das alles war nicht umsonst, nicht die Jahre anstrengenden Dienstes und nicht die Perioden hartnäckigen Lernens. Auch wenn nicht alle Ziele erreicht, so manche Ideale nicht erfüllt und etliche sogar schmachvoll verraten wurden, dein Leben und deine Arbeit wie auch das Leben und der Dienst deiner Mitstreiter hatten einen Sinn und haben historisch etwas bewirkt.

Schon aus diesem Grunde wirst du dich - nunmehr ohne geistig anspruchsvolle Beschäftigung - morgen hinsetzen und Notizen über dein Leben zu Papier bringen. Nicht für die Öffentlichkeit, daran dachte ich damals nicht, aber zur Selbstverständigung sowie für die Kinder und Enkel.

So sind die ersten Notizen über mein Leben in damals zweimonatiger Arbeit entstanden. Im Ergebnis von Gesprächen mit vielen Freunden, wurde mir geraten, diese Notizen zu überarbeiten, zu ergänzen und damit vor einen breiteren Leserkreis zu treten. Es könnte ein kleiner Beitrag zum Verstehen der Biographien ostdeutscher Bürger sein, "staatsnaher Diener eines untergegangenen Regimes", wie man hin und wieder lesen oder hören kann, und es könnte andere Kameraden, Freunde oder ehemalige Genossen der bewaffneten Organe der DDR anregen, ihrerseits zur Feder zu greifen.

Kindheitserinnerungen - August 1939

Ein warmer Sommertag am Ende der Ferien für meinen Bruder Fritz und für mich geht zu Ende. Mein Vater kehrt mit dem Fahrrad aus der Kreisstadt Greifenhagen zurück, wo er als Maurerpolier arbeitet - obgleich er mit seinen 32 Jahren recht jung ist. Schweißperlen stehen ihm auf der infolge der Schirmmütze nur halbgebräunten Stirn. Die harte Arbeit und die Strapazen der drei Kilometer langen Straße auf dem klapprigen Fahrrad durch die hügelige Landschaft sind ihm auf dem Gesicht abzulesen. Vor allem der lange Anstieg aus der Kreisstadt in Richtung Woltin aus dem Tal der breit dahinfließenden Oder erfordert viel Kraft in den Beinen.

Die Auftragslage im Baugewerbe ist auch im Sommer 1939 noch sehr gut. Längst vergessen sind die Jahre der Arbeitslosigkeit zu Beginn der jungen Ehe, die 1931 nach der Geburt meines älteren Bruders - Fritzchen gerufen - geschlossen wurde und die auch 1932, als ich das Licht erblickte, noch angedauert hatten.

Erst im Frühjahr 1939 war unser kleines Einfamilienhaus fertig geworden - ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und die Küche umfaßt es, mehr war bei einem Wochenlohn von 32 Mark nicht möglich gewesen, Sparguthaben oder reiche Verwandte besaßen meine Eltern nicht. Aber das Haus war solide gebaut, hatte einen großen Keller, im Dachgeschoß konnten später Zimmer für die Kinder ausgebaut werden. Die Veranda als Eingang war zunächst provisorisch aus Brettern zusammengenagelt worden. Daneben stand ein kleiner Stall aus gesammelten Feldsteinen, allerdings noch ohne Dach. In der Mitte des Hofes befand sich die Wasserpumpe, denn noch waren wir nicht an die kommunale Versorgung angeschlossen.

Das auf einem Feldsteinfundament mit roten Ziegelsteinen an den Ecken und blau ausze-

mentierten Fugen stehende Haus mit hellgrünem Spritzputz und rot-weiß gestrichenen Fensterrahmen sah schon recht ansprechend aus, und mein Vater war stolz darauf, daß er es in zwei Jahren nach Feierabend und an den Sonntagen geschaffen hatte, lediglich bei Spezialarbeiten wie dem Dachstuhl von Zimmerleuten oder anderen Handwerkern unterstützt.

Ein Stück billiges Ödland, 3 Kilometer vom Dorf Woltin entfernt, hatte er zu diesem Zwecke erworben, einen Bretterzaun um den Hof errichtet, vor allem um den Fuchs aus dem nahen Wald von den Hühnern fernzuhalten. Sie stellten zusammen mit zwei Schweinen, drei Ziegen, den Obstbäumen und den Gemüsebeeten im Garten die wirtschaftliche Grundlage der Familienernährung und das ständige Arbeitsfeld meiner Mutter dar.

Trotz aller Mühen sind meine Eltern stolz auf das eigene Grundstück. Mit ihnen hatten in unmittelbarer Nähe drei weitere Familien gebaut, in größerer Entfernung entstand noch eine Gruppe von Siedlungshäusern, große Sandhaufen und Baugruben zeugten vom Wachsen der Siedlung. Mein Vater blickt über Hof und Garten, überlegt, daß er die Kirschbäume unbedingt ausschneiden muß, um nach der guten Obsternte dieses Jahres weitere hohe Erträge für die Versorgung mit Eingewecktem und mit Marmelade zu sichern, und wendet sich dann seiner Frau zu.

Unsere Mutter steht mit geröteten Augen in der Küchentür, die Hände auf dem Rücken. Fritzchen und ich stehen still dahinter. Die dunklen Augen des Vaters weiten sich bei gekrauster Stirn, als er sagt: "Was ist los, Marie? Warum stehst Du so reglos? Wo bleibt mein Begrüßungskuß?" Da kann sie sich nicht mehr beherrschen, fällt ihm weinend um den Hals und gibt ihm den bis dahin hinter dem Rücken verborgenen Brief.

Es ist der Einberufungsbefehl zur Wehrmacht, nach Stettin in die Victoria-Kaserne. Schon am nächsten Tag hat er sich zu stellen. Fritzchen und ich stehen dabei, begreifen das alles nicht. Warum sollte uns Vater so kurz nach dem Umzug in unser Haus verlassen? Begann doch erst jetzt ein Leben, wie wir es uns schon lange erträumt hatten!

In Woltin hatten wir in einer dunklen Kammer, die Wohn- und Schlafräum, Küche und Vorratsraum in einem war, fünf Jahre lang zu viert gewohnt. Zur Toilette mußten wir über den dunklen Hinterhof, was an langen Winterabenden und ohne Licht schon recht beängstigend war. Die Kammer hatte im Winter einen Vorteil: Da nur zwei Betten Platz fanden, eines für die Eltern und eines für die Kinder, wärmten wir uns gegenseitig.

Hinter der Wand der Kammer hörten wir in der Stille der Nacht das Grunzen der beiden Schweine in ihrem Holzverschlag - das Überlebenskapital der Familie im Winter, wenn der Vater keine Arbeit fand. Für die Futtermittelversorgung - Brennesseln, Huflattich, Rübenblätter oder auch mal eine vom Wagen gefallene Rübe - waren wir beiden Jungen, Fritz und Werner, zuständig.

Vorher hatten wir in Fiddichow, einer Kleinstadt an der Oder, gewohnt, wo ich auch am 14. März 1932 geboren wurde. Wir wohnten bei meiner Großmutter, bei der auch meine Mutter aufgewachsen war, in einer zwar kleinen, aber nicht so dunklen und feuchten Wohnung wie später in Woltin. Wenn wir dann die Oma besuchten, mußten wir zu viert oder fünft in dem kleinen Wohnraum schlafen, da blieb für die Kinder nur der Fußboden.

Da meine Oma gut schneiden konnte, erfuhr unsere bescheidene Garderobe bei jedem Besuch in Fiddichow eine Bereicherung, meist aus Resten. Gutmütig, wie sie war, hatte sie auch nichts dagegen, wenn ich aus ihrem Gemüsebeet eine Mohrrübe oder einen Kohlrabi verspeiste, nur beim unerlaubten Pflücken von Blumen aus dem blitzsauberen Vorgarten wurde sie ungemütlich.

Aus dem einstöckigen Mietshaus, das in den letzten Kriegswochen zerstört wurde, ist mir noch das unermüdliche Pochen des Schuhmachers - von früh bis spät - in Erinnerung geblieben. Besonders aufregend war es, als bei einem schweren Gewitter ein Blitz im

Hinterhaus einschlug, ein Brand entstand und die Feuerwehr anrückte.

An Tieren besaß die Oma nur zwei Kaninchen, die mit Haushaltsabfällen und Grünfütter zu versorgen waren und schließlich zu Weihnachten und Ostern zum Festtagsbraten verarbeitet wurden. Ich saß dann immer mit sehr gemischten Gefühlen am Tisch, hatte ich sie doch bei jedem Besuch gefüttert und gestreichelt.

Oft standen wir mit den Eltern am Oderufer. Besonders bei Frühjahrshochwasser war das andere Ufer nicht mehr zu erkennen - so im Frühjahr 1940 bei der Vereinigung von Ost- und Westoder über die Polderwiesen hinweg zu einem einzigen gewaltigen Strom. Auch die am Ufer hochgetürmten meterdicken Eisschollen, die ganze Häuser eindrücken konnten, haben uns Respekt eingeflößt.

Bewundernd standen wir vor der Stahlkonstruktion der Oderbrücke bei Greifenhagen. Auch sie wurde 1945 zerstört, bald wieder aufgebaut, aber leider nicht als Grenzübergang genutzt. Hingegen ist die Brücke bei Hohenwutzen, wenige Kilometer oderaufwärts, nach 1989 für den Grenzverkehr freigegeben worden.

Schön war es, den auf der Oder vorbeifahrenden Dampfzügen, den Motorschiffen und den Frachtkähnen, zuzuschauen. Wir konnten auch mehrmals den regelmäßigen Linienverkehr oderabwärts bis Stettin oder aufwärts bis Brusenfelde, dem Wohnort der Eltern meines Vaters, bis Fiddichow und Schwedt nutzen.

Stettin und Schwedt habe ich von Ausflügen mit der Schulklasse oder mit meiner Mutter noch in guter Erinnerung. In Stettin waren es die imposante Terrassenanlage über dem Hafen mit den großen Überseeschiffen und das Schiffahrtsmuseum, die mich besonders beeindruckten, aber auch die ersten durch Fliegerangriffe zerstörten Häuser.

Einmal ging die Fahrt sogar durch das Große Haff bis nach Swinemünde und von dort mit der Bahn nach dem Ostseebad Misdroy auf der Insel Wollin. Der kilometerlange Sandstrand, die weißen Häuser, die gepflegten Parkanlagen und die grünen Buchenwälder haben sich mir fest eingepägt. Und immer, wenn ich in Heringsdorf auf der Insel Usedom, in einem anderen Urlaubsort auf Rügen oder an der mecklenburgischen Ostseeküste weilte, sah ich das Bild aus der Kindheit vor mir.

In Schwedt sind es das alte Schloß mit den Gemälden, der Park und auch die Tabakscheunen, an die ich mich bis zum heutigen Tag erinnere. Die Stadt wurde 1945 schwer zerstört, nach 1958 als Zentrum der Erdölverarbeitung völlig neu aufgebaut und am ehemaligen Standort des Schlosses ein Theaterbau errichtet. Seit 1969 wohnte die uns befreundete Familie Süttinger in Schwedt, mit der wir gemeinsam nicht nur die wundervollen Landschaftsschutzgebiete um den Parsteiner See bei Angermünde und an der unteren Oder aufsuchten, sondern auch alle Orte der Kindheit und der Jugend auf dem polnischen Ufer. Die Trümmer unseres Hauses in dem inzwischen herangewachsenen Wald bei Woltin waren noch zu erkennen, die Kirschbäume jedoch verschwunden.

So schön das neue Haus 1939 für die Familie auch war, hatte es doch einen Nachteil: die Entfernung zur nächsten Ortschaft betrug in jeder Richtung mehr als drei Kilometer, denn die Siedlung Woltin-Ausbau lag an der Straße etwa in der Mitte zwischen Greifenhagen und Woltin. Alles, was für den täglichen Unterhalt der Familie eingekauft werden mußte, war mit dem Handwagen oder dem Fahrrad heranzuschaffen. Das einzige Fahrrad diente meinem Vater als Beförderungsmittel zur Arbeitsstelle, nach seiner Einberufung dann meiner Mutter. Fritzchen und ich mußten auf Schusters Rappen jeden Tag zur Schule und manchmal ein zweites Mal zum Einkaufen oder zu sonstigen Besorgungen die Straße entlang traben. Eine Busverbindung gab es nicht, wir hätten sie auch gar nicht bezahlen können. Schon die Schiffsfahrten zweimal im Jahr nach Fiddichow oder Brusenfelde zu den Verwandten oder alle zwei Jahre nach Stettin erforderten eisernes Sparen.

Den zweimaligen Fußmarsch zur Schule hatte uns mein Vater als tägliche Bewährungs-

probe, als Erziehung zu Härte und Mut als sinnvoll und notwendig darstellen wollen. Ich habe diese Strecke auch bei Minus 20 Grad, bei Eisregen oder Schneetreiben, über Glatteis und durch meterhohe Schneewehen durchmessen. Lästig wurde sie mir erst ab dem 10. Lebensjahr, als zweimal in der Woche der Dienst im Jungvolk und manche Woche noch ein dritter Nachmittag zum Religionsunterricht dazukam. Die 12- km-Strecke hing mir dann buchstäblich zum Halse heraus, obwohl mir der Dienst und auch der Religionsunterricht eigentlich Spaß machten, boten sie doch eine gewisse Abwechslung im Einerlei von Schule und Hauswirtschaft. Nur mit dem Singen von Kirchenliedern hatte ich meine Schwierigkeiten, da konnte ich den ganzen Chor durcheinanderbringen.

Die Disziplin im Deutschen Jungvolk, der Kinderorganisation der Hitlerjugend, der wir quasi obligatorisch angehörten, das Einzel- und Gruppenexerzieren, die Wanderungen und Märsche, die Heimabende oder die Lieder am Lagerfeuer habe ich ebenfalls als angenehm empfunden. Das einzige, was mich dort abstieß, waren die Prügeleien, wenn in Geländespielen Angreifer und Verteidiger mit Koppeln, Fahrtenmessern und Knüppeln übereinander herfallen mußten. So haben mir die blutenden Nasen, blauen Flecke, geschwellenen Augen und ausgeschlagenen Zähne beim Sturm unseres Jungstammes auf Greifenhagen nur Angst und Ekel erregt.

Daher kam es auch, daß ich schon mal einen der Dienstmittage - Mittwoch und Sonnabend war Pflicht - schwänzte. Ich wurde zum Sitz des Jungbannes nach Greifenhagen bestellt - es muß 1943 gewesen sein - und der Bannführer hielt mir und noch einigen anderen Jungen eine fürchterliche Standpauke. Er war kriegsverwundet, fuchtelte mit seiner rechten Armprothese herum und drohte mir, meinen Vater, der zu dieser Zeit an der Front vor Leningrad eingesetzt war, über seine Vorgesetzten von seinem ungeratenen Sohn in Kenntnis zu setzen. Ich habe danach nie wieder unentschuldig beim Dienst gefehlt.

Von 1938 bis 1945 lernte ich in der Volksschule von Woltin vom Einmaleins aufwärts in einer Klasse, die jeweils aus zwei Jahrgängen zusammengesetzt war. Unser Klassenlehrer war außerordentlich streng, er stellte hohe Forderungen an Disziplin und Ordnung, an Fleiß und Lernwillen, an Sauberkeit und Exaktheit bei der Erfüllung der Hausaufgaben. Bei Vergehen waren das Nachsitzen oder das mehrfache Abschreiben noch die geringsten Strafen. Mehr gefürchtet war das Austeilen von richtigen oder falschen "Batzen" - eigentlich der Name einer österreichischen Münze. Der "richtige" Batzen war ein Hieb mit dem Rohrstock auf die innere Handfläche, der "falsche" ein Hieb auf den Handrücken. Als Normen galten drei bis zehn Hiebe, am schmerzhaftesten waren zehn Schläge auf den Handrücken. Auch auf das Hinterteil wurde eingeschlagen, über die Schulbank gebeugt konnten es auch schon mal 20 Hiebe mit dem Rohrstock sein.

Keiner von uns Kindern oder von unseren Eltern hat sich jemals dagegen aufgelehnt. Die Prügelstrafe gehörte nach damaligem Verständnis zur Erziehung in der Schule wie auch zu Hause. Die Autorität der jeweiligen "Obrigkeit" wurde bedingungslos akzeptiert, auch wenn die Zuneigung zu den jeweiligen "Erziehungsträgern" durch Zwang und Drill nicht sonderlich gefördert wurde. So war denn beispielsweise der grauhaarige Direktor unserer Schule wegen seines väterlich-freundlichen Umgangs mit uns Kindern weit beliebter als der Klassenlehrer.

Mir persönlich waren die Prügeleien, auch der stärkeren Schüler gegenüber den schwächeren, immer unangenehm und ich bin froh, daß ich die damals üblichen Straf- und Erziehungsmethoden nicht allzu sehr verinnerlicht und in der eigenen Familie kaum angewandt habe. Geblieben war allerdings der Glaube an die Autorität der Lehrer, Direktoren, Vorgesetzten, überhaupt an die staatliche Allmacht, an das überlegene Wissen und Können jener, denen die Vorsehung ein Amt gegeben hatte. Geblieben war auch die Liebe zu Ordnung und Exaktheit, zu Sauberkeit und Sorgfalt auch in Kleinigkeiten, bei dem Aufräumen des Schrankes wie bei der Anfertigung von Zeichnungen und

Skizzen.

Dazu hatte vor allem meine Mutter beigetragen, die charakterliche Gutmütigkeit mit entschiedener Ordnungsliebe verband, und die ihre entsprechenden Forderungen nicht nur liebevoll-überzeugend, sondern notfalls auch schlagkräftig-zwingend durchsetzte. Das zeigte Wirkung. Schon im Alter von 10 Jahren haben sich Verwandte und Bekannte über die Detailtreue meiner Blumenbilder gewundert. Und später an der Offiziersschule, an der Militärakademie wie bei der operativen Ausbildung im Ministerium habe ich die "Mäusezähne" bei der Einzeichnung der Verteidigungsstellungen millimetergenau auf die Karte gebracht.

Der Einfluß des Vaters auf meine Erziehung war mit seiner Einberufung zur Wehrmacht faktisch beendet, denn bei seinem jährlichen Fronturlaub von 10 bis 14 Tagen herrschte eitel Sonnenschein in der Familie, da wurden keine Probleme erörtert oder gelöst. Meine Mutter hatte danach vor allem die Sorge, wieder ihre Regel zu bekommen, das jedenfalls konnte ich aus Gesprächen mit den Nachbarinnen entnehmen, ohne genau zu wissen, worum es sich handelte. Viel später erst verstand ich, warum sie das rotglühende Eisen einer Axt in einen Eimer mit kaltem Wasser geworfen und mich aus der Küche gewiesen hatte. Sie konnte ja nicht wissen, ob ihr Mann wieder aus dem Felde zurückkehren würde und stand jetzt schon mit uns beiden Jungen allein allen Problemen gegenüber.

Erstaunt war ich über meinen Vater, als wir 1943 in seinem Fronturlaub einem russischen Hütejungen (einem der sogenannten Ostarbeiter, die nach 1941 im Großdeutschen Reich die eingezogenen Männer ersetzen mußten) begegneten. Dieser trieb eine Rinderherde zum Dorf zurück und versuchte vergeblich zu verhindern, daß einzelne Kühe aus der Herde ausbrachen und im Rübenfeld zusätzliches Futter suchten. Mein Vater nahm ihn zur Seite und erklärte ihm freundlich - und zwar in fließendem Russisch -, welche Tricks er dabei anwenden müsse.

Erst anschließend habe ich erfahren, daß mein Vater seine Kindheit in Rußland verbracht hatte. Er war 1907 in der Westukraine, in Wolhynien, im Kreis Kostopol nordostwärts von Rowno, geboren worden. Dorthin war sein Großvater aus dem Weichselgebiet südlich Warschau - wo Deutsche aus dem Schwäbischen im 18. Jahrhundert gesiedelt hatten - im Zuge der Einwanderungswellen zwischen 1830 und 1870 gezogen und hatte sich einen Hof mit Getreide-, Kartoffel- und Rübenäckern, mit Pferden, Rindern und Schweinen aufgebaut. Die Kolonie der Wolhyniendeutschen war 1914 auf rund 200 000 Menschen angewachsen.

Mit Ausbruch des ersten Weltkrieges brachen schwere Zeiten für die dortige Bevölkerung im Aufmarschgebiet der russischen Armee gegen Österreich-Ungarn an. Mein Großvater wurde zur Zarenarmee einberufen und erst 1917 aus dieser entlassen. Die Wolhyniendeutschen wurden nach Sibirien deportiert. Nur 72 Stunden bekamen sie, um das wichtigste Inventar auf die Pferdewagen zu verladen und im geschlossenen Treck nach Osten abzuziehen. Viele kamen bei den folgenden Strapazen ums Leben. Die Familie Patzer gelangte in den Kreis Orenburg, in die Ausläufer des Uralgebirges.

Nach dem Sieg der Oktoberrevolution kehrte ein Teil der Wolhyniendeutschen in die alten Siedlungsgebiete zurück, ein Teil wurde ausgewiesen, darunter die Familie meiner Großeltern mit meinem Vater und seinen Geschwistern. Sie bekamen als Tagelöhner in dem Gutsdorf Brusenfelde südlich von Stettin, im sogenannten Pyritzer Weizenacker, einen kleinen, baufälligen, unbewohnten Hof zugewiesen - Haus, Stall, Scheune und Garten. Mit dem Deputat vom Gutsherren und dem Futter von den Straßen- und Wegrändern konnten Schweine, Ziegen und Hühner gehalten werden.

Für uns Kinder war dieses Anwesen trotz seiner Baufälligkeit sehr romantisch - vor allem der herrliche Duft frischer Pellkartoffeln aus dem großen Kartoffeldämpfer lockte uns an, dazu gab es dann frische Ziegenbutter und Ziegenmilch, auch der mit Sahne zubereitete Lamnbraten war sehr beliebt. Die Ferien, die ich bei der Familie meines Onkels Reinhold

Holm und meiner Tante Fine gemeinsam mit Cousin Günter und Cousine Friedel verleben konnte, zählen zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen. Der letzte Besuch dort, an einem nebligen Dezembertag des Jahres 1944, brachte den Abschied vor einer erneuten Flucht, im Leben meiner Großeltern war es schon die dritte Umsiedlung.

Mein Großonkel Alfred Krüger, ein Lehrer, hat den Leidensweg dieser Rußlanddeutschen in einem Buch geschildert, das 1937 unter dem Titel "Die Weltkriegsodyssee der Deutschen aus Wolhynien" erschienen war und das mir meine Großmutter zum Lesen gegeben hatte. Dort war auch folgende Episode über sie, ihren Mann und ihr Kind, d.h. meinen Vater, aus der Verbannung in Sibirien während des ersten Weltkrieges wiedergegeben: "Dieser Onkel P. hatte einmal für kurze Zeit Urlaub bekommen und war viele Tausend Werst (altes russisches Längenmaß = 1,067 km, W.P.) gereist, dann war er auf der Endstation ausgestiegen. Am Bahndamm spielte eine Kinderschar. Der fremde Krieger setzte sich vorerst auf einen Stein, um zu überlegen, wie er am schnellsten seine Familie finden könne. Da löst sich ein Kind aus der Schar, kommt näher und fragt, wohin er denn wolle, ob er nicht zur Mutter kommen möchte. Erstaunt über die Zutraulichkeit des Knaben fragt der Soldat, wer er denn wäre, und wo seine Mutter, die er durchaus besuchen wolle, nun wohne. Da sagte der Junge: ' Ich bin ja der Friedel und die Mutter wohnt hier nebenan'. Das war ein unvermutetes Wiedersehen. Der Sohn hatte den Vater erkannt."

Die Kenntnis der russischen Sprache und sein Beruf als Maurer waren für meinen Vater übrigens wesentliche Voraussetzungen, um von 1945 bis 1949 vier Jahre sowjetische Kriegsgefangenschaft körperlich und geistig relativ gut zu überstehen. Sein jüngster Bruder Edgar, der uns 1939 noch mit einem nagelneuen Motorrad besucht und damit helle Aufregung verursacht hatte, hatte ein schlimmeres Los, er fiel 1942 bei Schlüsselburg ostwärts von Leningrad als Kradschütze.

In diesem Jahr traf unsere Familie noch ein schwerer Schlag. Im Herbst bekam mein Bruder plötzlich starke Kopfschmerzen und sehr hohes Fieber. Der Arzt diagnostizierte eine schwere Erkältung und verschrieb entsprechende Medikamente. Mein Vater war nach dem Frankreichfeldzug in den Osten versetzt worden und diente jetzt im Raum Leningrad als Truppführer eines Feldfernsprechtrupps in den Korpsnachrichtentruppen.

Der Zustand meines Bruders verschlimmerte sich von Tag zu Tag, er redete nur noch in Fieberphantasien. Meine Mutter war ratlos. Da der Arzt nicht mehr helfen konnte überwies er Fritzchen in das Landeskrankenhaus Stettin. Gleichzeitig wurde vom Kreiswehersatzamt in Greifenhagen ein dringendes Telegramm an die Feldpostnummer meines Vaters geschickt und ein Kurzurlaub erbeten. Sein letzter Urlaub lag etwa ein Jahr zurück.

Aufgrund der weiteren Verschlechterung des Zustandes meines Bruders wurde er in die Universitätsklinik Greifswald verlegt. Beim ersten Besuch meiner Mutter wurde ihr dort eröffnet, daß Fritzchen an einer Gehirnhautentzündung erkrankt war und ihm nicht mehr geholfen werden könne. Diese Krankheit galt damals als unheilbar, wenn im Ausnahmefall eine Erholung eintrat, war das mit schweren physischen oder psychischen Schäden verbunden.

Als wir sein Krankenzimmer betraten, sah uns mein 12jähriger Bruder mit klaren Augen an - vermutlich hatte er schmerzstillende Mittel erhalten - und sagte: "Mama, nun muß ich doch sterben, aber vorher will ich Papa noch einmal sehen. Er möchte doch bitte kommen." Meine Mutter schickte noch mal ein Telegramm mit dem Text ab: "Fritzchen liegt im Sterben. Sofort kommen. Ärztliches Attest hat vorgelegen."

Nach zwei Tagen stand mein Vater vor der Tür - in voller Gefechtsausrüstung, mit Stahlhelm, Karabiner und Gasmasken, im dicken Wintermantel, so wie er seine Stellung verlassen hatte. Er war in einem Durchläuferzug von der Front direkt bis nach Stettin gerollt.

Oftmals habe ich später an diese mir damals unbegreifliche Tatsache denken müssen, wenn z.B. ein Oberst der Nationalen Volksarmee zu seinem 50.Geburtstag oder zu seiner Silberhochzeit auf die Anwesenheit seines Sohnes verzichten mußte, weil dieser als Soldat keinen Urlaub aus dem aktiven Wehrdienst bekam. Mir sind sogar Fälle bekannt, wo diese jungen Söhne Schwierigkeiten in ihrer Dienststelle hatten, obgleich sie selber schon Offizier geworden waren.

Nach dem Eintreffen meines Vaters betraten wir am nächsten Morgen das Krankenzimmer. Fritzchen war wieder bei Bewußtsein, richtete sich leicht auf und flüsterte: "Ach Papa, da bist Du ja. Nun kann ich ruhig sterben." Wir blieben den Tag über noch in Greifswald und fuhren abends nach Woltin zurück. Am nächsten Morgen brachte der Postbote das Telegramm mit der Todesnachricht.

Fritzchen wurde in unserem Wohnzimmer aufgebahrt. Lange habe ich allein am Sarg gestanden. die Operationswunde an seinem Kopf betrachtet und Abbitte für manche Ungerechtigkeit und Grobheit ihm gegenüber geleistet. Mein Bruder war zwar zwei Jahre älter, aber körperlich schwächer als ich und hatte bei Keilereien meist den Kürzeren gezogen.

Fritzchen wurde auf dem Friedhof in Woltin beigesetzt, mein Vater fuhr wieder an die Front. Ich habe ihn erst nach einem Jahr bei einem Kurzurlaub und dann sechs Jahre später nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft 1949 wiedergesehen.

Meine Mutter und ich waren jetzt allein in unserem Hause, allein mit dem Vieh, dem Garten, allein mit unserem Kummer, weit entfernt von allen Verwandten und überhaupt von einer größeren Ansiedlung. Und im Osten rückte die Front nach den Schlachten von Stalingrad, Kursk und in Belorußland näher an die deutschen Grenzen heran.

Flucht und Umsiedlung 1945

Die ersten Einwirkungen des Krieges in unserer Umgebung kamen aus der Luft. Der erste Bombentrichter in der Nähe von Woltin war noch ein Wallfahrtsort gewesen, gefundene Bombensplitter wurden beinahe wie Reliquien staunend betrachtet. Doch die ersten zerstörten Häuser in Stettin lösten schon Beklemmung aus, vollends dann die Trümmerwüste in der Stettiner Altstadt nach den Großangriffen der alliierten Bombergeschwader.

Meine Einstellung zur Luftfahrt hat sich dadurch radikal verändert. Die Zeppeline hatte ich vor dem Krieg noch bewundernd betrachtet. In den sternklaren Nächten von 1944 hatte ich einen Flugkörper auf der einen Seite des Horizonts auftauchen und mit tosendem Geräusch in wenigen Sekunden an der anderen Seite wieder verschwinden gesehen - erst viel später erfuhr ich, daß es eines der ersten strahlgetriebenen Flugzeuge der Welt war. Das war schon imponierend. Der glühendrote Himmel über Stettin in vielen Nächten der letzten Kriegsmonate wiederum flößte uns nur noch Angst ein. Meine Mutter wußte sich nicht anders zu helfen, als mit mir in einem Erdloch im Walde das Ende des jeweiligen Fliegerangriffs abzuwarten. Als einzige Habe nahm sie eine Handtasche mit, in der die wichtigsten Dokumente und das Bargeld aufbewahrt wurden.

Anfang 1945 erlebte ich einen Angriff sowjetischer Tiefflieger auf eine Wehrmachtsskolonne, die sich auf der in 100 Meter Entfernung an unserem Gehöft vorbeiführenden Straße bewegte. Die Maschinengewehrgarben der sowjetischen Schlachtflyer schlugen auch neben unserem Hause ein. Von Flugzeugen hatte ich daraufhin die Nase voll. Noch im Jahre 1968, als ich auf einer Dienstreise nach Prag erstmals in Schönefeld ein Flugzeug besteigen mußte (eine sowjetische Il-14 der Interflug), tat ich das mit sehr gemischten Gefühlen.

Am 12.Januar 1945 war die Rote Armee beiderseits von Warschau zu ihrer großen

Winteroffensive, der Weichsel-Oder-Operation, angetreten und hatte Ende Januar/Anfang Februar die Linie Schneidemühl - Pyritz in Ostpommern sowie die Oder beiderseits von Küstrin erreicht. Seit der zweiten Januarhälfte hörten wir den Kanonendonner der sich nähernden Front. Ende Januar stieß die erste Aufklärungsabteilung der Roten Armee in Greifenhagen bis an die Oderbrücke vor und wurde im Stadtzentrum vernichtet. Den Gefechtslärm hörten wir in unserer Wohnsiedlung.

Die Wehrmacht schuf dann mit neu herangeführten Kräften im Abschnitt Pyritz - Soldin einen starken Abwehrriegel, etwa 20 km südostwärts Woltin. Neue Panzer der Typen "Königtiger" und "Tiger" sowie Sturmgeschütze "Ferdinand", deren weiße Ringe an den Kanonenrohren von abgeschossenen gegnerischen Panzern zeugten, rollten in diese Stellungen.

Damit wurden die unmittelbaren Kämpfe in unserer Gegend zunächst beendet, erst am 10. Februar setzte die Rote Armee in der Ostpommern-Operation den Angriff nach Norden und Nordosten in Richtung der Ostseeküste fort. Die Gerüchte über eine baldige Evakuierung verstummten zunächst. Aus dem Radio ertönten immer noch die Durchhalteparolen, die mystischen Andeutungen von den Wunderwaffen und dem baldigen Zurückwerfen der "bolschewistischen Horden" dank der nunmehr in den Kampf eintretenden neuen Verbände des Heeres, der Waffen-SS, des Volkssturms und der Hitlerjugend.

Auf der Straße aber zogen Pferdefuhrwerke, Frauen mit Handwagen, alte Leute und Kinder aus Ostpreußen und Westpreußen, aus Hinterpommern und dem Warthegau an unserer Siedlung vorbei. Wochenlang war eine Familie aus Schneidemühl (heute Pila) in unserem Haus einquartiert.

Seit dem ersten Kanonendonner lag im Schlafzimmer auf dem Nachttisch meiner Mutter eine kleine Pistole. Mein Vater hatte sie aus dem Frankreichfeldzug mitgebracht und auf dem Dachboden hinter einem Balken versteckt. Meine Mutter kannte das Versteck. Da ich im Jungvolk auch an Schußwaffen ausgebildet worden war, konnte ich die Pistole bedienen. Ich versprach meiner Mutter, wenn ihr die Russen etwas antun wollten, zuerst sie und dann mich zu erschießen. Ich weiß nicht, ob ich tatsächlich den Mut dazu aufgebracht hätte. Andere haben es leider getan.

An die Nähe der Front hatten wir uns bald gewöhnt, Kanonendonner und Tieffliegerangriffe wurden zum Alltagserlebnis. Auf eine schnelle Flucht waren wir vorbereitet, eine Tasche und ein Wäschekorb mit den wichtigsten Kleidungsstücken waren mehrmals ein- und ausgepackt worden. Die anderen Wäschestücke und das Geschirr wurden hinter dem Haus vergraben und Ziegelsteine darüber geschichtet. So hatte man uns geraten. Später, nach 25 Jahren, fanden wir nur noch verrostetes Zeug und ein paar Glasscherben.

Zunächst jedoch schien sich die Front stabilisiert zu haben. Wir hatten Soldaten und Offiziere als Einquartierung in unserem Haus, von denen auch so mancher an eine baldige Wende im Kriegsgeschehen durch die neuen Wunderwaffen oder durch aufbrechende Konflikte zwischen Russen und Amerikanern glaubte.

Um so bestürzt war wir, als uns am 12. Februar 1945 durch einen Boten des Ortsbauernführers von Woltin die Mitteilung überbracht wurde, daß am frühen Morgen des 13. Februar die Evakuierung erfolge.

Am nächsten Morgen - es war bitter kalt und neblig - stand das Pferdefuhrwerk vor dem Haus. Rasch wurden die wenigen Habseligkeiten aufgeladen. Das Gespann brachte uns zum Bahnhof Greifenhagen, dann ging es mit dem Zug nach Stettin. Dort wurden wir zunächst in einer unterirdischen Etage des Bahnhofs einquartiert und überlebten einen schweren Fliegerangriff (später erfuhr ich, es war der Ablenkungsangriff, der parallel zur Zerstörung Dresdens geflogen wurde).

In der Frühe des 14. Februar wurden wir herausgeholt und sahen die brennenden Häuser im Bahnhofsviertel. Wir wurden auf offene Waggons verladen - bei Minus 15 bis 20 Grad Celsius - und sollten offensichtlich die brennende Stadt so schnell wie möglich verlassen. Wir waren in Decken eingehüllt und haben die Fahrt ohne Erfrierungen wohl nur überstanden, weil auf jedem Waggon ein Kanonenofen brannte.

Tagelang waren wir unterwegs - Stationsnamen wie Pasewalk, Neubrandenburg, Güstrow, Wismar, Bad Kleinen zogen vorüber. Mehrmals mußten wir umsteigen, bis wir Schwerin erreichten. Bei jedem Umsteigen hat mir der schwere Wäschekorb, den ich mittrug, fast den Arm aus der Schulter gezogen. Kälte, Hunger und Durst waren unsere ständigen Begleiter. Die Endstation war schließlich Hagenow südlich Schwerin. Von dort ging es mit einem Pferdefuhrwerk nach Zeetze bei Neuhaus an der Elbe. Wir wurden in einem Fachwerkhaus bei einer älteren Tagelöhnerfamilie untergebracht. Sie hat uns freundlich aufgenommen. Meine Mutter und ich bekamen eine kleine, aber warme Kammer zugewiesen und endlich satt zu essen.

Nun waren wir mit unserer Flucht vor den Kampfhandlungen im Osten zwar erfolgreich gewesen, dafür aber in den Bereich der Front im Westen geraten. Bombenteppiche auf das Hydrierwerk Hitzacker am anderen Elbufer, Tieffliegerangriffe auf Wehrmachtsskolonnen und auf das Dorf Zeetze beim Heranrücken der US-Army an die Elbe, tägliche Artillerieeinschläge bestimmten jetzt unser Leben. Den Gefechtslärm kannten wir ja schon, den Aufenthalt in Kellern und Wäldern hatten wir zu Hause gelernt und waren insofern "kriegserfahrener" als unsere Wirtsleute.

Die mehr als vier Wochen, in denen die Amerikaner am anderen Elbufer standen, nervten uns trotzdem, wußten wir doch nie, was der nächste Tag bringen würde. Zum Glück blieb das schöne Fachwerkhaus, wo alles unter einem Dach vereint war - Wohnstuben, offener Herd, Schinken im Rauchfang, Heu in der Tenne, Vieh in den Verschlägen, Rüben und Kartoffeln im Keller - unzerstört.

Am 2. Mai 1945 forcierten die amerikanischen Truppen die Elbe und eroberten das Dorf. Gegen 14.00 Uhr wurde die Kellertür aufgestoßen und die GIs durchsuchten den Keller, in dem wir uns aufhielten, nach deutschen Soldaten. Die Kampftruppen rückten rasch weiter nach Osten vor, in Zeetze nahmen Versorgungseinheiten Quartier. Ihr Anbändeln mit deutschen Frauen und Mädchen verlief dank reichlich vorhandener Konserven, Schokolade und Zigaretten meist ohne größere Probleme. Auch zu uns Kindern waren die amerikanischen Soldaten sehr freundlich. Eine Tafel Schokolade oder eine Fleischbüchse konnte ich immer mal wieder nach Hause bringen.

Nach etwa 4 Wochen zogen die USA-Truppen ab, die Streitkräfte Großbritanniens rückten in die zur preußischen Provinz Hannover gehörenden rechtselbischen Orte ihrer Besatzungszone ein. Sie benahmen sich weniger freundlich und hatten nach den schweren deutschen Luftangriffen auf England und den hohen Verlusten wohl auch ein moralisches Recht dazu. Die Versorgung wurde spürbar schlechter.

Gleichzeitig verdichteten sich die Gerüchte, wir Flüchtlinge könnten wieder in unsere Heimat jenseits der Oder zurück. Aber erst einmal zogen die Briten wieder ab und die Rote Armee übernahm entsprechend den Abmachungen von Jalta das ostelbische Gebiet der Provinz Hannover. Sie rückte mit kleinen Panjewagen, gezogen von Pferden, ein - solche Zugmittel hatten wir bei den Amerikanern und Engländern nicht gesehen, ich kannte sie nur von den Einheiten des deutschen Heeres in den ersten Kriegsjahren.

Auf dem Hof unserer Wirtsleute und den angrenzenden Gehöften nahm eine motorisierte Artillerieabteilung Quartier - ausgerüstet mit amerikanischen LKW vom Typ Studebaker. Die Offiziere, Sergeanten und Soldaten waren - wie die Amerikaner - freundlich zur Bevölkerung, es gab keine Übergriffe in unserem Dorf.

Mitte Juni erreichte uns die freudige Nachricht, wir könnten wieder in unsere Heimatorte

zurückkehren. Schnell wurden die wenigen Habseligkeiten gepackt, schließlich holte uns ein Pferdefuhrwerk ab, brachte uns Richtung Dömitz bis Kaarßen, von da fuhr uns ein LKW nach Grabow bei Ludwigslust. Dann ging das lange Warten los, zusammen mit Tausenden von Flüchtlingen, und es kam der Hunger. Die Wegzehrung, die uns die freundlichen Wirtsleute aus Zeetze mitgegeben hatten, war bald aufgebraucht. Mit der Eisenbahn begann eine Irrfahrt von Grabow über Ludwigslust nach Schwerin, von dort über Güstrow, Neubrandenburg, Neustrelitz und Mirow nach Berlin. Hier, auf dem Gelände des Lehrter Bahnhofs, warteten wir längere Zeit auf die Weiterfahrt. Es waren die schlimmsten Wochen meines jungen Lebens. In Potsdam fand gerade das erste Nachkriegstreffen der Großen Drei über das weitere Schicksal Deutschlands und seiner Ostgebiete statt. Irgendwann erfuhren wir, daß die Gebiete östlich der Oder endgültig an Polen kämen. Schließlich ging unsere Bahnfahrt eines Tages weiter - über Pasewalk wieder nach Neubrandenburg (nicht nach Stettin, wie wir gehofft hatten), in Richtung Westen nach Schwerin und dann wieder nach Südosten bis zur vorläufigen Endstation Perleberg.

Nach weiteren Tagen des Wartens - oftmals nur mit Abfällen den Hunger stillend - gelangten wir mit einem Pferdefuhrwerk zunächst auf der Fernverkehrsstraße 5 und dann auf einer seitlich abbiegenden Landstraße nach Grube, einem kleinen Dorf nördlich von Bad Wilsnack.

In Grube wurden wir, gemeinsam mit einer anderen Frau und deren Tochter, bei einem Kleinbauern in eine Kammer eingewiesen. Für jede Familie ein Bett - der Bettkasten aus zusammengenagelten Brettern, darüber ein Strohsack und eine harte Pferdedecke - aber wir hatten wenigstens eine feste Bleibe.

Nun begann ein Leben wie das von Zehntausenden Flüchtlingen - gemieden von den Alteingesessenen, ohne feste Arbeit, ohne sichere Zukunft. Nur gelegentlich erhielten wir Arbeit auf dem Gut des Dorfes, das von einem Sergeanten der Roten Armee verwaltet wurde, einmal in der Woche ein Brot. An Fleisch oder Butter war nicht zu denken. Der Hunger war unser ständiger Gefährte, oft haben wir uns in den Schlaf geweint. Das Bestreben, den Hunger zu stillen, hat uns auch zu Unredlichkeit gebracht. Kartoffeln, Mohrrüben und Zuckerrüben haben wir nachts heimlich auf den Feldern gesammelt, immer unter der Gefahr, entdeckt und bestraft zu werden. Ähren hatten wir noch bei Tage von den abgeernteten Feldern lesen können.

Im Herbst 1945 begann in Grube wieder die Schule, ich kam entsprechend meinem Alter in die 8. Klasse. Es war ein ostelbisches "Pantoffelgymnasium" - vormittags waren die Klassen 1 bis 4 im Schulraum und nachmittags die Klassen 5 bis 8 - ein einziger Lehrer hatte alle Klassen zu unterrichten.

Der Einstieg in den Unterricht fiel mir angesichts der hohen Anforderungen, die ich in Woltin erlebt hatte, nicht schwer. Der Lehrer erkannte das bald und setzte mich zu seiner Entlastung häufig als Assistenten in den unteren Klassen ein. Das erregte den Unwillen der einheimischen Bauernjungen aus der 8. Klasse. Ihr Neid war mir ja noch verständlich. Aber mein Stolz wurde tief verletzt, als diese Alteingesessenen mir mit Gewalt, durch Prügel, "verklaren" wollten, es ginge doch wohl nicht an, daß ein Polenjunge deutschen Kindern das Einmaleins beibringe. Ich verstand diese Angriffe überhaupt nicht, denn in unserer Heimat südlich Stettin hatten nur Deutsche gelebt. Und unser pommerscher Dialekt dürfte den mecklenburgischen Ohren auch nicht gar so ausländisch geklungen haben. Es war wohl doch mehr die für deutsche Dörfer in allen Landstrichen typische Hackordnung (die sich auch auf Tanzsälen zeigte), "angereichert" durch nationale Überheblichkeit namentlich im Verhältnis zu den "minderwertigen Ostvölkern".

Die guten Leistungen bewogen meinen Lehrer, mich zum Besuch der Oberschule in Bad Wilsnack anzumelden. Dort war Ende 1945 wieder der Unterricht aufgenommen worden. Die 6 Kilometer im Winter zweimal täglich zu Fuß zurückzulegen, wäre wohl zu schwierig

gewesen, deswegen wurde ich mit noch sechs Jungen aus der Umgebung in einer privaten Pension untergebracht. Sie gehörte der Frau eines Offiziers der Wehrmacht, der wohl Pferdeliebhaber war, denn überall an den Wänden hingen Einzel- und Gruppenbilder dieser freundlichen Vierbeiner.

Zunächst fiel es mir recht schwer, mich in das höhere Niveau der Oberschule hineinzufinden. Die Pensionswirtin verwendete auch viel Zeit darauf, uns die guten Sitten bürgerlichen Benehmens beizubringen. Am Ende der 8. Klasse im Frühjahr 1946 zeigte sich dann, daß das Schulgeld und das Geld für die Pension von der Gemeinde in Grube nicht aufzubringen war, von meiner Mutter schon gar nicht. So war nach einem halben Jahr der Aufenthalt in Bad Wilsnack zu Ende. Aber ich hatte ein gutes Zeugnis der 8. Klasse und damit einen ordentlichen Schulabschluß erreicht.

Auch unsere Wohnsituation hatte sich verbessert. Wir bekamen im Frühjahr 1946 bei der Familie Krüger den Altenteil ihres Hauses als neue Bleibe zugewiesen, einen Wohnraum, der gleichzeitig als Schlafzimmer diente, dazu einen Vorraum als Küche und eine kleine Abstellkammer. Es war zwar eng für zwei Familien, aber dafür hatten die freundlichen Wirtsleute viel Verständnis für unsere Lage. Erst ab Mitte 1947 konnten wir das Altenteil allein bewohnen, da die Mitbewohnerin mit ihrer Tochter zu ihrem Mann nach Schleswig-Holstein übersiedelte.

Der Sommer und der Herbst 1946 vergingen mit Hilfsarbeiten bei den Einzelbauern oder wo sonst in der Landwirtschaft Bedarf an jungen Arbeitskräften war. Im Winter stellte sich dann immer dringlicher die Frage, wie es mit mir weitergehen sollte. Das Frühjahr stand vor der Tür und damit die Notwendigkeit, zum Unterhalt der Familie beizutragen. So kam Anfang 1947 ein Arbeitsvertrag mit dem Mittelbauern Albert Brüning in Grube zustande. Als Jungknecht hatte ich drei harte, aber für mein weiteres Leben außerordentlich nützliche Jahre vor mir.

Mein Arbeitstag begann im Sommer um 5.30 Uhr, im Winter eine Stunde später, er endete um 20.00 Uhr, im Sommer zur Erntesaison erst um 22.00 Uhr und im Winter "schon" um 18.00 Uhr. Die Wirtschaft des Bauern umfaßte etwa 20 Morgen (5 Hektar) Ackerland, dazu Wiesen und Wald. Im Stall standen ein Pferd - ein Schimmel, was mir den Spitznamen "Schimmelwerner" einbrachte - vier bis fünf Milchkühe, zwei Färsen, etwa 15 Schweine, dazu Gänse, Enten und Hühner. Alle Tiere mußten versorgt, die Flächen bewirtschaftet werden. Der Wald war so aufgeräumt wie die gute Stube, die Kiefernadeln wurden für die Kühe als Einstreu gesammelt.

Das Arbeitskräftepotential bestand aus dem Bauern (70 Jahre alt), seiner Schwiegertochter und mir. Die Feldwirtschaft oblag dem Bauern und mir, die Viehwirtschaft der Schwiegertochter. Der Bauer war ein exzellenter Landwirt, schon im ersten Jahr hatte er mir alle wesentlichen Fertigkeiten beigebracht, im dritten Jahr konnte ich viele Arbeiten völlig selbständig erledigen.

Jeder Tag wurde planvoll genutzt. Nicht einmal im Winter gab es Leerlauf, es wurde Getreide gedroschen und Brennmaterial beschafft, Holz gesägt und gehackt. Birkenreiser wurden herangefahren, türmten sich zu Haufen so hoch wie das Scheunendach. Baumstubben wurden im Wald und am Wegesrand ausgegraben, anschließend zu Feuerholz zerkleinert.

Mein Verdienst betrug im ersten Jahr monatlich 10, im zweiten 15 und im dritten 20 Mark. Über jede Steigerung war ich stolz. Ich war außerdem in voller Verpflegung und auch meine Mutter bekam Lebensmittel (damals kostete ein Pfund Butter auf dem Schwarzen Markt 100 Mark!). Jedes Jahr erhielt ich ein Arbeitshemd, eine Arbeitshose und ein Paar Schuhe.

Natürlich habe ich den Unterschied zwischen meinem Einkommen und dem meines Bauern im Verhältnis zu unser beider Arbeitsleistung bemerkt und manchen leichten Groll

in mir aufsteigen gespürt. Im Nachhinein überwogen aber doch der Stolz auf die eigenen Fähigkeiten und Leistungen sowie die Freude und Verbundenheit mit allem Leben, das auf den Feldern und in den Ställen dank menschlicher Pflege heranwächst.

Das Leben in den Jahren beim Bauern Brüning bestand jedoch nicht nur aus harter körperlicher Arbeit. Freizeit, wenn auch karg bemessen, gab es Samstags abends, jeden zweiten Sonntag, jeweils einen der beiden Feiertage zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten sowie eine Woche Urlaub im Jahr. Die Freizeit verbrachte ich meist mit dem Lesen von Büchern - alle, die ich bei Freunden und Bekannten ausleihen konnte, denn eine Bibliothek gab es in Grube damals nicht. Zu meiner Lieblingslektüre gehörten Reisebeschreibungen, Atlanten, Abenteuer- und Kriminalgeschichten, auch Romane, Novellen und Erzählungen.

Auf Schusters Rappen, mit dem Pferdewagen oder der Eisenbahn wurde die engere und weitere Umgebung von Grube erkundet. Die Dörfer des Umlandes wurden auch bei Tanzveranstaltungen am Wochenende besichtigt. Daß ich damals überhaupt schon tanzen konnte, hatte ich meiner Mutter zu verdanken, denn eine Tanzstunde wäre schon aus finanziellen Gründen nicht in Betracht gekommen.

Es war wohl zum Frühlingsfest 1947, im Dorfkrug war ein Kinder- und Jugendtanznachmittag organisiert, ich war gerade 15 Jahre alt. Meine Mutter faßte mich einfach bei der Hand und dank ihrer exzellenten Führung beherrschte ich bald die Schritte von Walzer und Foxtrott. An einem weiteren Tanznachmittag erlernte ich Tango und langsamen Walzer, bald auch die damaligen Modetänze. Damit war ich sozusagen souverän auf diesem so wichtigen Gebiet der Kommunikation mit dem weiblichen Geschlecht. Ich brauchte künftig nicht mehr wie so manche meiner Altersgenossen am Rande der Tanzfläche oder an der Theke herumzustehen und habe mir die Freude am Tanzen bis heute bewahrt.

Bei den Ausflügen nach Bad Wilsnack, Perleberg, Havelberg, Ludwigslust, Schwerin und Güstrow interessierten mich die alten Stadtkerne, die Schlösser und die Backsteinkirchen, soweit sie nicht zerstört waren. Besonders beeindruckt hat mich die Plattenburg, eine aus leuchtend-rottem Backstein errichtete Wasserburg, seit 1319 Residenz der Bischöfe von Havelberg, die etwa 10 km ostwärts von Bad Wilsnack idyllisch in einem herrlichen Wald- und Seengebiet lag.

Die Plattenburg ist in meinem Gedächtnis noch aus einem anderen Grund haften geblieben. Dort gab es viele künstlich angelegte Fischteiche, die in den Kriegsjahren verwildert waren. Das Schilf war dicht und hoch aufgeschossen, ein Grund für meinen Bauern, billiges Einstreu für die Kühe im Stall zu gewinnen. Also mähten wir im Winter bei gefrorenen Teichen das Schilf mit der Sense, verluden es auf den Leiterwagen, brachten es nach Grube und streuten es ein - ohne größere Probleme. Jedoch war es erheblich schwieriger, die langen Schilfhalme wieder herauszukriegen, wenn sie von den Kühen festgetreten waren - wir mußten Streifen für Streifen mit der Axt trennen.

Von den gesellschaftlichen Umwälzungen, die sich in der damaligen Ostzone in den Jahren 1946 bis 1949 vollzogen, haben wir nicht viel gespürt - wir hielten keine Zeitung und ein Radio wäre ein unerschwinglicher Luxus gewesen. Ich war auch in keiner politischen oder gesellschaftlichen Organisation. Der Bauer hatte mich davor gewarnt. Sein Argument, das ich für bare Münze nahm, lautete: "Wenn Du dann nicht machst, was die wollen, kommst Du nach Sibirien". So bin ich abends, wenn im Gasthof, an dem mein Heimweg vorbeiführte, Versammlungen stattfanden, lieber über den Zaun des Bauerngehöfts geklettert und habe einen Umweg gemacht, um nicht angesprochen und "in Versuchung" geführt zu werden.

Erste Unterhaltungen zu politischen Fragen hatte ich ab 1947 mit Ferdinand Holz, den meine Mutter kennenlernte. Von meinem Vater fehlte seit 1945 jede Nachricht. Wir wußten nicht, ob er vermißt oder gefallen war. Plötzlich erhielten wir, es war 1948, eine vorgedruckte Karte aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft mit wenigen handschriftlichen

Mitteilungen meines Vaters, aus denen hervorging, daß er lebte und unsere Adresse über den Suchdienst ermittelt hatte.

Der Karte meines Vaters war eine Antwortkarte beigelegt. Meine Mutter übergab sie mir mit der Bitte, dem Vater mitzuteilen, daß sie mit Ferdinand Holz eine Lebensgemeinschaft eingegangen sei, die Ehe mit Vater nicht weiterführen möchte und außerdem schwanger sei. Es war die bis dato schwierigste Aufgabe in meinem jungen Leben. Meinen Vater hatte ich im Grunde seit Kriegsbeginn 1939 nicht mehr erlebt, meine Mutter hatte sich ständig um uns gesorgt und war mein ganzer Halt in diesen schweren Jahren gewesen. Als sie Ferdinand Holz kennenlernte, hatte sie es zunächst längere Zeit vor mir verborgen, dann wurde auch ich mit ihm bekannt und schätzte ihn als einen freundlichen, fürsorglichen Menschen, an dessen Seite unsere Mutter sichtlich aufblühte.

Das alles konnte ich meinem Vater nicht auf dieser Karte mitteilen, nur die dürftigen Fakten. Eine Antwort erhielten wir von meinem Vater nicht mehr, seine Betroffenheit und seinen Schmerz konnte ich nur ahnen.

Im März 1949 wurde mein Bruder Karl-Heinz geboren und im August 1950 kam der Bruder Joachim zur Welt. Ferdinand Holz war zu uns in den Altenteil der Wohnung der Familie Krüger gezogen. Es war zwar eng, aber mit der Familie Krüger verstanden wir uns nach wie vor prächtig und hielten auch in den folgenden Jahrzehnten herzliche Verbindung miteinander.

Den Sommer 1949 verbrachten wir mit der Anlage der Wintervorräte - Ähren sammeln usw. An einem Sonntag haben Ferdinand Holz und ich von morgens 5.00 bis abends 22.00 Uhr mit der Sense drei Morgen Wiese gemäht, um dafür einen Sack Weizen zu erhalten.

Ende September 1949 kam ein Brief meines Vaters aus Mieckow, dem Dorf, in welchem seine Schwester Fine mit meinen Großeltern nach der Flucht eine neue Heimstatt gefunden hatte. Wir hatten ihre Anschrift im Jahre 1946 über den Zentralen Suchdienst ermittelt und anschließend erfahren, daß die Großeltern, Tante Fine und Onkel Reinhold zunächst vor der einen Front geflüchtet und in den Bereich der anderen Front geraten, dann jedoch wieder nach Brusenfelde zurückgekehrt waren - anders als wir sogar den Heimatort südlich Stettin erreicht hatten. Dann allerdings, nach der Potsdamer Konferenz, waren sie ausgesiedelt worden. Die Großeltern haben in Mieckow bis zu ihrem Tode im Gutsgebäude in einem Zimmer mit einer kleinen Abstellkammer gewohnt.

Tante Fine und Onkel Reinhold bekamen im Rahmen der Bodenreform 5 Hektar Land übereignet, fingen wieder von vorn an und gehörten bald zu den besten Neubauern des ehemaligen Gutsbezirkes. Später, nach der Bildung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, haben sie durch ihre Nebengewirtschaft auch noch gut verdient.

Mein Vater teilte in seinem Brief mit, daß er wohlbehalten aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft entlassen sei, mich sprechen wolle, aber keineswegs meine Mutter aufsuchen würde.

Ich habe mich schon wenige Tage später in den Zug gesetzt und bin nach Teterow gefahren, von dort 6 Kilometer zu Fuß nach Mieckow gewandert (dort gab es 1949 noch keine feste Straße, keine Elektrizität und keine Wasserleitung). Unser erstes Zusammentreffen nach sechs Jahren war freudig, aber gleichzeitig gespannt. Mein Vater warf mir vor, das "Verhältnis" meiner Mutter zu Ferdinand Holz nicht verhindert zu haben. Das Gespräch endete mit der Auflage, mir über meine weitere berufliche Entwicklung Gedanken zu machen und mich zu entscheiden, ob ich bei ihm leben oder bei meiner Mutter bleiben wolle. Bei beiden abwechselnd zu leben, lehne er ab.

1950 wurden meine Eltern geschieden, meine Mutter heiratete Ferdinand Holz. Mein Vater zog einige Zeit später zu einer Witwe in Mieckow, die einen Neubauernhof bekommen hatte. Als ich meinen Vater das zweite Mal in Mieckow, noch bei seiner

Schwester, besuchte, wurden die Weichen für mein ganzes weiteres Leben gestellt. Er schlug mir vor, mich freiwillig zur Volkspolizei zu melden, für die damals überall geworben wurde. Er selber hatte eine Verpflichtung abgelehnt, da er sich wie viele ehemalige Soldaten geschworen hatte, nie wieder eine Waffe in die Hand zu nehmen.

Sehr hart war seine Forderung, entweder bei ihm zu leben und dann keinerlei Kontakt mehr mit der Mutter und ihrer neuen Familie aufzunehmen, auch keinen brieflichen. Oder ich bliebe bei meiner Mutter, dann hätte ich keinen Vater mehr.

Völlig niedergeschlagen kehrte ich nach Grube zurück, dachte in schlaflosen Nächten über das Ultimatum meines Vaters nach. Ich befand mich in einem schweren Gewissenskonflikt, hin- und hergerissen zwischen der Liebe zu meiner Mutter und dem Mitleid gegenüber meinem Vater ob seines bisherigen Schicksals. Auch ein gewisses Schuldgefühl angesichts seiner Vorwürfe vermochte ich nicht zu unterdrücken, obgleich ich die Haltung meiner Mutter akzeptiert hatte.

Dazu kam, daß ich den Rat meines Vaters über meine weitere berufliche Entwicklung vernünftig fand. Es gab ja in unserer Gegend damals kaum Ausbildungsberufe, geschweige denn nennenswerte Aufstiegschancen. Ich sah mich also schon mit Tschako, Koppel und Pistole durch die Straßen patrouillieren oder sogar mit dem Fahrrad von Dorf zu Dorf fahren.

So meldete ich mich Ende Oktober 1949 beim Volkspolizeikreisamt in Perleberg und gab meine Verpflichtung für einen dreijährigen Dienst ab. Nach wenigen Tagen wurde ich zu einer medizinischen Untersuchung geladen und erhielt kurz danach die Aufforderung, mich zum Dienstantritt am 18. November 1949 in Perleberg zu melden.

Bis dahin wußten weder meine Mutter noch der Bauer, bei dem ich arbeitete, von meinem Entschluß. Dem Bauern ging immerhin eine billige Arbeitskraft verloren, was im Winter aber leichter zu verschmerzen war. Meine Mutter weinte nur, versuchte aber nicht, mich zurückzuhalten. Die Forderung meines Vaters, entweder ihn oder meine Mutter als Elternteil zu haben und keinerlei Kontakte zum anderen Teil aufrechtzuerhalten, habe ich ihr zu diesem Zeitpunkt noch verschwiegen.

Das erste Jahr bei der Volkspolizei

Am 18. November 1949 reiste ich mit einem kleinen Koffer - größere Habseligkeiten hatte ich ohnehin nicht - in Perleberg an. Im Volkspolizeikreisamt versammelten sich insgesamt 13 Jugendliche. Noch am gleichen Abend traten wir mit einem uniformierten Begleiter die Bahnfahrt über Schwerin, Neubrandenburg und Pasewalk - alles Strecken, die ich schon von den Irrfahrten des Jahres 1945 her kannte - nach Prenzlau an. Am frühen Morgen - gegen 5.00 Uhr - trafen wir ein und liefen die 20 Minuten zur Alsen-Kaserne, einem roten Backsteingebäude.

Wir wurden in ein Besucherzimmer gebracht und mit einer Tasse Tee aufgewärmt. Um 6.00 Uhr ertönte der schrille Pfiff einer Trillerpfeife und eine Stimme hallte durch die Flure: "Nachtruhe beenden! Fertigmachen zum Frühstück!" Wenige Minuten später wiederholte sich die Prozedur, das Kommando lautete diesmal: "Heraustreten zum Frühstück!"

Au weia, dachte ich mir, das hört sich ja sehr nach den Gepflogenheiten an, die ich 1944 im Wehrtüchtigungslager am Madü-See südostwärts von Stettin, bei Stargard, kennengelernt hatte, als ich dort 6 Wochen lang für den Endkampf des Dritten Reiches trainiert wurde. Da wurde mir doch etwas beklommen zumute.

Am Frühstück brauchten wir noch nicht teilzunehmen, wurden zum Frühstück geführt und dann auf die Stuben aufgeteilt, meist lagen zehn Mann in einer Mannschaftsstube. Um 9.00 Uhr bei der ersten Einweisung wurde uns mitgeteilt, daß wir nunmehr zur 3. Volkspolizeibereitschaft des Landes Brandenburg gehören würden, und zwar zum 2. Zug

der 1.Hundertschaft des II. Kommandos dieser Bereitschaft. Mein unmittelbarer Vorgesetzter war ein VP-Hauptwachtmeister. Die Hundertschaften wurden von VP-Kommissaren geführt, die Kommandos von VP-Oberkommissaren, Leiter der Bereitschaft (von etwa 1000 Mann) war ein Polizeirat. Die Vorgesetzten waren fast ausnahmslos Gefreite, Unteroffiziere oder Offiziere der ehemaligen Wehrmacht, die meist in sowjetischer Kriegsgefangenschaft gewesen und dort oder danach für diesen Dienst als Ausbilder gewonnen worden waren. Nun wurde mir auch klar, auf welchem Wege mein Vater Kunde von der Volkspolizei erhalten und warum er mir den Rat gegeben hatte, mich dort zu melden.

Uns wurde erklärt, daß wir in einem einjährigen Lehrgang zu Wachtmeistern, d.h. Unterführern für künftige weitere Einheiten ausgebildet würden. Auf dem ehemaligen Fliegerhorst Prenzlau würden Offiziere für die Volkspolizeibereitschaften ausgebildet, die zum Schutz der am 7.Oktober 1949 gegründeten Deutschen Demokratischen Republik vor bewaffneten Anschlägen, vor Diversanten und Agenten geschaffen wurden.

In den ersten Unterrichten wurden wir an deutschen Waffen, dem Karabiner 98, den Maschinenpistolen 38 und 44 sowie der Pistole 08 als den Standard-Schützenwaffen während des zweiten Weltkrieges ausgebildet. In der nächsten Ausbildungsphase folgten dann die leichten Maschinengewehre 34 und 42. Als dann auch das schwere Maschinengewehr und der Granatwerfer erklärt und vorgeführt wurden, bekam ich doch wieder Magendrücken ob des zunehmend militärischen Charakters meiner künftigen Laufbahn, die ich mir eigentlich mehr zivil - im Sinne eines Kriminal- oder Schutzpolizisten - vorgestellt hatte. Über die mit Zeltbahnen abgedeckten Großgeräte auf dem Kasernenhof wurde gemunkelt, es handele sich um Geschütze, Panzer und Artillerie-Selbstfahrlafetten für die Volkspolizeibereitschaft in Boitzenburg.

Als junger, politisch noch unbeleckter Mensch folgte ich aufmerksam den Unterrichten zu Tagesfragen, zur Weltpolitik, zum Charakter der Gesellschaftsordnungen, zu den Verbrechen der Faschisten und den Lehren des Zweiten Weltkrieges. Ich erfuhr, daß im Westen Deutschlands die alten herrschenden Klassen, die Konzerne und Junker, nicht entmachtet worden waren, sondern dazu übergehen würden, sich eine neue Wehrmacht zu schaffen und die verlorenen Ostgebiete zurückzuerobern, wenn sie erst einmal stark genug dazu geworden wären. Die Aussage, daß die deutschen Arbeiter und Bauern in der DDR erstmals in einem deutschen Staat die Macht in ihre eigenen Hände genommen hätten und nun aus eigener Kraft, ohne Kapitalisten und Junker, eine neue demokratische, antifaschistische und friedliebende Gesellschaft aufbauen würden, stärkte mein Selbstbewußtsein, fühlte ich mich doch zu diesen einfachen Werktätigen gehörig. Und was die Ausbeutung der Arbeiter betraf, so hatte ich sie als Knecht mit einer enorm langen Arbeitszeit bei nur 20 Mark Monatslohn am eigenen Leibe gespürt.

Die Ausbildung machte mir Spaß. Als junger Mensch wurde ich gefordert und konnte mich beweisen. Zu Disziplin und Ordnung war ich von klein auf erzogen worden. Den militärischen Ton kannte ich vom Jungvolk, die physischen Anforderungen machten mir nichts aus, da ich harte körperliche Arbeit von 10 bis 14 Stunden gewöhnt war. Nur das Geräteturnen bereitete mir Schwierigkeiten. Meine Vorgesetzten erkannten auch bald, daß sie aus mir etwas machen konnten ("entwicklungsfähiger Kader" nannte man das damals). So habe ich mich mit der Entscheidung, zur Volkspolizei zu gehen, relativ schnell abgefunden.

Den Karabiner 98 und die Pistole 08 konnte ich nach wenigen Tagen exakt beschreiben und auch den komplizierten Vorgang in der Waffe beim Schuß knapp und zutreffend darlegen. Bereits nach drei Monaten wurde ich vorzeitig zu einem sechswöchigen speziellen Unterführerlehrgang kommandiert. Einer der Ausbilder in diesem Lehrgang war VP-Kommissar Sühnam, ein "Tapferkeitsleutnant" der Wehrmacht (so wurden jene Offiziere bezeichnet, die ohne Offiziersausbildung infolge militärischer Leistungen vom

Unteroffiziersdienstgrad zum Offizier befördert wurden). Kommissar Sühnram war durch und durch Soldat, ein Ausbilder, der alles selber vormachte und perfekt beherrschte, der uns junge Anwärter begeistern und mitreißen konnte.

Die Geländeausbildung erfolgte zumeist auf dem nahe gelegenen, ziemlich tristen Fliegerhorst, die Komplexausbildung hingegen wurde auf einem Übungsplatz südlich von Prenzlau, bei Röpersdorf, in der Großen Heide (Prenzlauer Stadtforst) oder in der Kleinen Heide (Forst Lychen) durchgeführt. Dort befand sich auch der Schießplatz. Hin- und Rückmarsch erfolgten zu Fuß, manchmal als "Gewaltmarsch", d.h. im Dauerlauf, die Vorgesetzten immer vorneweg.

Nach dem Lehrgang wurde ich als Gruppenführer eingesetzt. Mit meinen 18 Jahren war ich auf einmal Vorgesetzter von 10 VP-Anwärtern. Der Zug war 20 Mann stark und wurde von einem ehemaligen Unteroffizier der Wehrmacht geführt. Ihn, die Kommandeure der Hundertschaften und der Kommandos habe ich wegen ihrer menschlichen Art, ihres kameradschaftlichen Umgangs mit den Unterstellten und ihrer vorbildlichen Leistungen in der Ausbildung sehr geachtet. Die Handgriffe und Kommandos, die sie mir damals beibrachten, beherrsche ich noch heute.

Ich wurde Mitglied der Freien Deutschen Jugend und erhielt meine erste gesellschaftliche Funktion - Kassierer der FDJ-Gruppe. Der Freizeitkontakt mit anderen Jugendlichen, die gemeinsamen Erlebnisse waren eine für mich neue und wertvolle Erfahrung. Hinzu kam, daß noch vor Weihnachten das erste Monatsgehalt ausgezahlt wurde - 336 Mark, mehr als das Fünfzehnfache des bisherigen Monatslohns. Außerdem kostenlose Verpflegung, Bekleidung und Unterbringung, Reisegeld für die Fahrt in den Wochenend- oder Jahresurlaub - geradezu paradiesische Zustände gegenüber meinem bisherigen Leben.

So war durchaus erklärlich, daß ich nach einer Jugend als Maurerkind, Ostflüchtling, geprügelter "Polackenjunge" und ausgebeuteter Landarbeiter mich diesem Staat und dieser Regierung verbunden und zu Dank verpflichtet fühlte. Die sozialistische Weltanschauung, die in der politischen Schulung, in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen verbreitet wurde, erschien mir zutreffend, das Ziel der Befreiung von Unterdrückung, Ausbeutung und Vernichtung des Menschen durch den Menschen aller Ehren und höchster persönlicher Anstrengungen wert. In diesen ersten Jahren bei der Volkspolizei wurde das Fundament meiner Überzeugungen und Verhaltensweisen gelegt - vor allem die Überzeugung, der gerechtesten Sache der Welt, dem Kampf um eine neue Gesellschaft der von Ausbeutung und Unterdrückung befreiten Werktätigen zu dienen. Gleichzeitig sah ich den Kampf um ein einheitliches, demokratisches und friedliebendes Deutschland, den die Regierung, die Nationale Front, die SED als die stärkste Partei und die FDJ als einheitliche Jugendorganisation im Osten auch nach der Gründung der BRD und der DDR als vorrangiges Ziel allen politischen Handelns propagierten, auch als mein persönliches Ziel an, ich konnte mich mit dieser Politik und den sie tragenden Parteien und Politikern auch in den folgenden Jahren immer voll identifizieren.

Das so entstandene vorbehaltlose Vertrauen verschloß, aus heutiger Sicht, allerdings auch den kritischen Blick auf Erreichtes und Verfehltes, auf den zunehmend breiteren Spalt zwischen Theorie und Praxis, zwischen schematisch propagierter Weltanschauung und widerspruchsvoller Wirklichkeit, zwischen hehren Grundsätzen sozialistischer Moral und schäbigen Verhaltensweisen auch so mancher Funktionäre.

Für mich persönlich war seit dieser ersten Zeit bei der Volkspolizei klar, daß ich diesen Staat bejahte und ihn zu schützen bereit war - ohne äußeren Zwang oder nur aus Anpassung, sondern aus innerer Überzeugung, freiwillig und engagiert. Alles war sonnenklar, wer der Freund und wer der Feind ist.

Weit weniger klar stand es um meine familiären Bindungen und ihre Entwicklung. Wie sollte ich mich zum zweiten Ratschlag meines Vaters, der ja eine ultimative Forderung darstellte, verhalten? In vielen schlaflosen Nächten habe ich verzweifelt darüber nach-

gedacht. Ich hing sehr an meiner Mutter, sagte mir aber verstandesmäßig, sie habe ja nun wieder einen Partner, kleine Kinder (1950 wurde mein zweiter Halbbruder Joachim geboren) und würde sicher den Weggang des fast erwachsenen Sohnes leichter verschmerzen als der Vater, der ja niemanden habe. So ging das bis Weihnachten 1949.

Im Urlaub fuhr ich nach Grube zu meiner Mutter, verlebte dort zwei schöne Tage und fuhr dann weiter nach Mieckow zu meinem Vater. In Grube hatte ich wiederum nichts von meiner inzwischen getroffenen Entscheidung verlauten lassen. Mich würgte es nur bei dem Gedanken: Du siehst Deine Mutter, Deinen kleinen Bruder und deinen Stiefvater, den Du inzwischen schätzen und lieben gelernt hast, nie wieder.

Diesen schweren Entschluß habe ich meiner Mutter brieflich mitgeteilt. Mein Vater hat meine Entscheidung zur Kenntnis genommen, mich nur mit harten Worten gewarnt, dagegen zu verstoßen. Er ging wieder als Maurer, später als Fliesenleger auf Montage und hat an vielen Orten in Mecklenburg und Vorpommern, auch auf Rügen, sogar im Erzgebirge gearbeitet, gutes Geld verdient und bald ein neugebautes Einfamilienhaus in Wockern bei Teterow bezogen. Er hat auch wieder geheiratet. Ich habe meinen Vater 1950 und 1951 zwei- bis dreimal besucht, dann immer seltener. Die schönsten Stunden verlebte ich in Mieckow bei meiner Tante Fine, ihrem Mann und ihrem Sohn, dort herrschte eine echte Familienatmosphäre.

Erst 1954, als ich selbst bereits verheiratet war und eine Tochter hatte, habe ich meinem Vater geschrieben, daß ich mich nicht mehr an seine Forderung und mein Versprechen gebunden fühle und wieder Kontakt zu meiner Mutter und ihrer Familie aufnehmen werde. Es gab danach noch einige kühle Besuche, 1976 war der letzte persönliche Kontakt, und erst im Dezember 1994 habe ich ihn wieder gesprochen und mich mit ihm versöhnt. Mein Vater war damals 87 Jahre, schwer krank und verstarb kurz darauf. Zur Familie meiner Mutter entwickelte sich ab 1954 ein überaus herzliches Verhältnis.

Beruflich war ich mit dem Dienst in der VP-Bereitschaft voll ausgefüllt. Meine Stubenkameraden stammten meist aus der näheren Umgebung von Prenzlau und weilten im Ausgang oder Kurzurlaub bei ihren Verwandten und Bekannten. Es blieben nur wenige meiner Kameraden am Wochenende in der Kaserne.

Die brandenburgische Kreisstadt Prenzlau als Zentrum der Uckermark hatte wohl eine zauberhafte Umgebung - den direkt angrenzenden Unterueckersee und die mit Laubwäldern bewachsene, seenreiche und hügelige Moränenlandschaft. Die Stadt selber war aber in den letzten Wochen des zweiten Weltkrieges schwer, das Zentrum mit der herrlichen Marienkirche zu 85% zerstört worden. Nur die Umfassungsmauer, ihre Türme und die wehrhaften, reich geschmückten Tore waren von einer der schönsten norddeutschen Altstädte übrig geblieben.

Prenzlau hatte schon im 30jährigen Krieg und in den Napoleonischen Kriegen schwer gelitten, erst mit dem Eisenbahnanschluß hatte sich Industrie entwickelt (Eisengießereien, Maschinenfabriken, Molkerei, Mühlen, Zuckerfabrik). Als Garnisonsstadt hingegen hatte Prenzlau seit dem 17. Jahrhundert wachsende Bedeutung erlangt, 1905 bestand die Hälfte der rund 21.000 Einwohner aus Militärs und ihren Angehörigen, namentlich des Bezirkskommandos und eines Infanterieregiments. Reichswehr und Wehrmacht hatten vor allem Artillerie in Prenzlau stationiert, die Sowjetarmee nach 1945 Panzertruppen.

Der Himmelfahrtstag 1950 - ein schöner, sonniger Maientag - war so recht zum Ausgang geeignet. Ein Stubenkamerad nahm mich mit, abends gingen wir in den Kurgarten am Ueckersee zum Tanz. Dort lernte ich Gisela Meinke kennen, es war wohl Liebe auf den ersten Blick.

Ihre Familie wohnte in Prenzlau direkt neben unserer Kaserne, sie konnten auf den Kasernenhof blicken. Ihr Vater war nicht glücklich über mein erstes Aufkreuzen, hatte er doch recht wenig für die "Arbeitsscheuen in den blauen Uniformen" übrig. Wenn ich ihm

später dieses - auch für meine Kameraden durchaus unzutreffende - Vorurteil unter die Nase rieb, bekam ich höchstens das unwillige Zugeständnis zu hören, ich wäre eben die berühmte Ausnahme von der Regel. Dennoch wurde ich herzlich in die Familie Meinke aufgenommen, wodurch mir die Trennung von meiner Mutter nicht so schwer fiel.

Viele schöne Stunden erlebten wir in diesem Sommer. Spaziergänge mit Gisela in der Stadt, im Bürgergarten mit seinen Zierfischeichen, den Rosenbeeten und den herrlichen alten Bäumen oder an den damals noch gepflegten Wegen und Anlagen entlang des Ueckersees bis zu einer Gaststätte am sogenannten "Kap" auf einer Anhöhe des Ostufers, etwa 4 km vom Zentrum entfernt, Schwimmen an versteckten Badestellen und Sonnen auf der Liegewiese des Freibades füllten die Freizeit aus.

Auch die Besuche bei Giselas Verwandten in den umliegenden Ortschaften, darunter die Teilnahme an einer Hochzeitsfeier, die zu einem richtigen gemütlichen Dorffest wurde, sind mir in guter Erinnerung geblieben. Nicht weniger fröhlich ging es oftmals in unserer Mannschaftsstube oder bei den Kameradschaftsabenden zu, wenn Episoden erzählt oder Lieder gesungen wurden, von denen ich viele heute noch wiedergeben kann.

Schnell verging der Sommer 1950. Anfang Oktober sollte das Ausbildungsjahr mit einem Appell abgeschlossen werden und die Ernennung bzw. Beförderung zu höheren Dienstgraden erfolgen. Wenige Tage zuvor war ich zum Kommandeur der Bereitschaft befohlen worden. Er teilte mir mit, daß ich zusammen mit fünf anderen von insgesamt 900 Kursanten wegen ausgezeichneter Leistungen zum Polizeimeister ernannt würde, alle anderen zum VP-Hauptwachmeister. Von diesen sechs Mann, die um einen Dienstgrad höher eingestuft wurden, sollte ich die Dankesworte sprechen. Das hat zwar meine Brust schwellen, mich aber auch einige Nächte sehr schlecht schlafen lassen.

Vor 1000 Mann am Mikrofon sprechen - ich habe es überstanden, und wie meine Gisela meinte, die es von ihrer Wohnung aus sehen und hören konnte, ganz gut. Sie gratulierte mir denn auch an der Kasernenwache mit einer frisch gebackenen Torte - und das vor aller Augen!

Nach der Ernennung wurde ich als Führer eines selbständigen Zuges für vier Wochen nach Boitzenburg abkommandiert. Ich hatte das ehemalige Schloß der Familie von Arnim zu bewachen, aus dem vor kurzem eine VP-Bereitschaft abgezogen wurde, nachdem dort ein Großbrand ausgebrochen war. Ob es sich bei diesem Brand um Fahrlässigkeit oder Brandstiftung handelte, ist nie geklärt worden.

Ich bestand diese Bewährungsprobe und kehrte nach Prenzlau zurück. Dort stellte ich erstaunt fest, daß die Mehrzahl der ernannten Unterführer bereits zu anderen Dienststellen versetzt worden war. Nur etwa 40 Kameraden warteten noch auf ihren Einsatzbefehl. Völlig überraschend wurde uns eines Tages mitgeteilt, wir wären für die Heranbildung zu VP-Offizieren vorgesehen.

Am Abend des 5. Dezember 1950 wurden wir mit unserem gesamten persönlichen Gepäck auf drei LKW "verladen" und begaben uns mit unbekanntem Ziel auf die Nachtfahrt. Ich wurde von dem plötzlichen Aufbruch ziemlich überrascht, denn Gisela und ihre Mutter hatten mir am Vortage eröffnet, ich würde wahrscheinlich Vater. Da fielen wieder dienstliche und familiäre Weichenstellungen zusammen. Am Horizont zeichneten sich die Verantwortung für eine eigene Familie und die höhere Verantwortung als Offizier ab. Mit der Jugendzeit war es wohl nun endgültig vorbei.

Ausbildung zum Offizier

Als wir am späten Abend in Prenzlau, dem Standort der 3.VP-Bereitschaft Brandenburg, mit drei LKW des Typs H 3 (ein Horch-Dreitonner) aufbrachen, kannte keiner von uns Unterführern das Ziel der Fahrt. Wir merkten nur, daß unsere Fahrt zu Beginn über eine

Landstraße führte und dann an den regelmäßigen Stößen der Fugen auf der Fahrbahn, die auf unsere Holzpritschen übertragen wurden, daß wir auf der Autobahn rollten. Wir nahmen an, daß wir in Richtung Berlin fuhren, denn nach Nordosten endete die Autobahn nach Stettin bald an der polnischen Grenze. Eine kurze Rast bestätigte unsere Vermutung, der Kolonnenführer hielt sich aber konsequent an sein Schweigegebot über das Endziel.

Später, als ich Darstellungen und Erlebnisberichte über die Geschichte der Kasernierten Volkspolizei und ihres Vorgängers, der Hauptverwaltung für Ausbildung las, erfuhr ich, daß in dieser Nacht überall in der DDR Dutzende von LKW unterwegs waren. In der ersten großen Reorganisation der HVA wurde der gesamte "Personalbestand", wie das bei uns hieß, gründlich durcheinandergewirbelt.

Armeegeneral Heinz Hoffmann hat das im zweiten Band seiner Erinnerungen, der unter dem Titel "Moskau - Berlin" noch 1989 erschienen ist, recht drastisch beschrieben. So blieben von den 8 VP-Bereitschaften Brandenburg nur die 3.VPB in Prenzlau bestehen, von den 4 in Brandenburg stationierten Schulen blieben die in Glöwen, Potsdam und Doberlug, die Prenzlauer VP-Schule wurde nach Erfurt verlegt.

Nachdem wir uns die Beine vertreten hatten, setzten wir die Fahrt ins Ungewisse fort. Es war eine klare Nacht mit nur wenigen Minusgraden. Wir wickelten uns wieder in die Decken, allmählich dämmerte es.. Der Himmel hatte sich bezogen, leichte Nebelschleier lagen über der Landschaft. Mit dem Hellerwerden spähten wir durch die Ritzen des Rückverdecks, wir hatten inzwischen die Autobahn verlassen. Nach Durchfahren einer Ortschaft lasen wir das Ortsschild: Ostrau. Wo aber lag Ostrau?

Es wurde heller, aber der Nebel hatte sich verdichtet. Einfahrt in eine Stadt - Stop, das Öffnen der Beifahrertür und die Frage nach Papieren war zu hören. Die LKW fuhren wieder an und hielten dann nebeneinander, das Kommando zum Absitzen ertönte. Wir standen auf einem größeren, viereckigen Hof, eingerahmt von zwei langgestreckten, dreistöckigen Gebäuden. An der Stirnseite des Platzes lagen zwei kleinere Gebäude, daneben die Einfahrt mit der Wache. Im Hintergrund der anderen Schmalseite sahen wir flache Gebäude und ein größeres mit langen Fenstern.

Auf uns zu kam ein Offizier in der dunkelblauen Uniform der Volkspolizei, begrüßte uns freundlich und teilte uns mit, daß wir uns in der Volkspolizeischule Döbeln befänden, in der wir nunmehr zu Offizieren ausgebildet werden sollten. Die Spannung wich, wir waren mit dem Ende der langen Fahrt und ihrem Ziel zufrieden, wurden wir doch nicht irgendwo in der Taiga abgesetzt. Döbeln, so wurde uns erklärt, sei eine Kreisstadt im mittelsächsischen Bergland, durchflossen von der Freiburger Mulde, mit entwickelter Industrie und einem ertragreichen landwirtschaftlichen Umland, klimatisch begünstigt durch den weiten Talkessel. Döbeln besaß einen schönen alten Stadtkern mit bemerkenswerten Kirchen und anderen Zeugnissen seiner tausendjährigen Geschichte. Das Theater, die Parkanlagen, das Freibad und das Stadtbad boten im Sommer wie im Winter vielfältige Erholungsmöglichkeiten.

Aber nicht nur als Industriestandort, sondern auch als Garnison hatte Döbeln langjährige Traditionen. Schon vor dem ersten Weltkrieg war hier ein komplettes sächsisches Infanterieregiment stationiert.

Nach einer kurzen Vorstellung wurden wir in den Speisesaal geführt, Frühstücksschnitten und heißer Tee standen bereits auf den Tischen. Dann wurden wir auf die Kompanien, Züge und Gruppen aufgeteilt. Meine Einweisung lautete: 2. Kompanie (Kompaniechef VP-Oberkommissar Baum), 3. Zug. Dabei wurde ich als einer von drei Polizeimeistern dieses Zuges (alle anderen Kameraden hatten den Dienstgrad Hauptwachmeister) als Zughelfer, d.h. Stellvertreter des Zugführers, vorgestellt. Das war ja eine schöne Überraschung, denn statt geruhsamen Lernens würden zusätzliche Arbeit, wahrscheinlich auch Ärger und Auseinandersetzungen mit Unterstellten und Vorgesetzten auf mich warten. Soviel hatte

ich ja in meinem ersten Jahr bei der Volkspolizei mitbekommen.

Jung, wie ich war, sagte ich mir, du wirst es schon packen. Außerdem hatte ja der Zugführer die Hauptverantwortung für den Zug von 30 Offiziersschülern, gegliedert in drei Gruppen zu jeweils 10 Kursanten. Wie sollte ich ahnen, daß der Zugführer (ein VP-Kommissar, der den Offizierslehrgang in Döbeln gerade beendet hatte) nach wenigen Wochen erkrankte und ich im weiteren den Zug eigenverantwortlich führen mußte.

Bereits nach wenigen Tagen konnte ich erkennen, daß mir die Erfahrungen in der Bereitschaft Prenzlau, als Unterführer, Ausbilder und auch während der Kommandierung nach Boitzenburg jetzt zugute kamen. Das war ein Vorteil gegenüber dem Zugführer, der während der einjährigen Ausbildung an der Offiziersschule immer in Reih und Glied und nie vor der Front gestanden hatte. Trotzdem haben wir uns in den wenigen Wochen gemeinsamen Dienstes gut verstanden und gegenseitig ergänzt. Schließlich waren wir alle fast im gleichen Alter von 18 bis 20, nur wenige Kameraden zählten 23 bis 24 Jahre.

Wir Offiziersschüler der 1. bis 6. Kompanie des Lehrgangs 1951 hatten alle als Unterführer praktische Erfahrungen gesammelt, waren Willens, gute Offiziere zu werden und sind es auch fast alle geworden. Der Lehrkörper der Schule hat uns solide ausgebildet und ordentlich erzogen, vor allem auch Führungsfähigkeiten beigebracht. Der Leiter der Schule, VP-Kommandeur Günther, genoß großes Ansehen und war bei uns besonders wegen seiner väterlichen Art des Umganges beliebt.

Als Zugführer war ich nicht nur für den inneren Dienstbetrieb verantwortlich, sondern hatte auch die Ausbildung des Zuges im Exerzieren sowie in Teilbereichen der Taktik- und Schießausbildung, der Topographie und des Sportes durchzuführen. Dafür reichten meine Kenntnisse von Prenzlau natürlich nicht aus, also mußte abends intensiv Selbststudium betrieben werden, um am nächsten Tag den Unterricht gestalten zu können. Hinzu kam, daß ich von Pädagogik und Psychologie, überhaupt von Menschenführung im allgemeinen wie besonders im militärischen Bereich bis dahin kaum etwas wußte. Die "Lehrmethodik" und die Behandlung der "Schüler" folgten eher der Intuition, vor allem dem Prinzip: Mache es möglichst so, wie du es von guten Vorgesetzten bisher erlebt hast und geh mit den Kameraden so um, wie du möchtest, daß deine Vorgesetzten mit dir umgehen.

Dabei habe ich viel Verständnis von den Kameraden meines Zuges erfahren, sicher auch deshalb, weil ich mich häufig mit ihnen über das "Wie" der zu lösenden Aufgaben beriet. In guter Erinnerung sind mir noch einer der drei Gruppenführer, der etwas ältere Offiziersschüler Weihrauch, und einer meiner beiden Stubenkameraden, Offiziersschüler Werner. Auch Werner war älter als ich, stammte aus Thüringen und war Mitglied der SED. In seiner ruhigen Art gab er mir oft Empfehlungen, wie ich an dieses oder jenes Ausbildungsproblem herangehen könnte. Häufig diskutierten wir abends über den Sinn des Lebens, über persönliche Zielstellungen, über politische Probleme wie die Rolle der Arbeiter in der DDR, den Einfluß der SED auf die Staatspolitik und das Bündnis mit der Sowjetunion.

Das Jahr an der Offiziersschule Döbeln war insgesamt gesehen hart, besonders was die Ausbildung betraf. Ein Fußmarsch über 60 km ins Sommerlager zum Truppenübungsplatz Zeithain nördlich von Riesa ist mir unauslöschlich ins Gedächtnis eingebrannt. Obgleich wir bereits mehrere Vorbereitungs-märsche absolviert hatten, war diese Strecke - mit persönlichem Gepäck und Waffe - eine große Herausforderung. Die Mehrzahl hat es trotz Blasen an den Füßen geschafft.

Die anschließenden 4 Wochen Ausbildung in Gottes freier Natur, in niedrigen Zelten (nur aus unseren persönlichen Zeltbahnen errichtet) und unter primitivsten hygienischen Bedingungen, bei Hitze, Sand und gelbem Ginster trugen wesentlich zu unserer körperlichen Stählung bei. In einem Buch über die Wehrmacht ("Die Jungs die übrig blieben") las ich folgende Redewendung: "Zeithain, wenn ich dein gedenke, zittern mir die Kniegelenke!" Solche sadistischen Schikanen der Vorgesetzten, wie sie dort beschrieben werden, habe

ich glücklicherweise weder an unserer Offiziersschule, noch in anderen Dienststellen der Kasernierten Volkspolizei oder später der Nationalen Volksarmee erlebt.

Der Rückmarsch verlief ohne Komplikationen. Beim Einmarsch in Döbeln - empfangen und begleitet von der Musikkapelle der Offiziersschule - schmetterten wir im festen Marschritt unsere Lieder und fühlten uns stolz wie die Spanier. Auch die späteren Sommerlager, mehrmals im Zellwald bei Roßwein und nicht selten 14 Tage lang im Regen, haben uns nichts mehr anhaben können, selbst wenn kein Faden mehr trocken war.

Dieses Jahr als Offiziersschüler war alles in allem sehr wertvoll für mich. Ich erwarb Fähigkeiten in der Menschenführung und in der Leitung militärischer Kollektive, bekam vor allem ein Gespür dafür, was "ankam" und was nicht. Ich machte die Erfahrung, daß das Eingestehen eigener Fehler der Autorität eines Vorgesetzten viel weniger schadet als das starre Festhalten an falschen Entschlüssen und Methoden. Vor allem begriff ich, daß man sich auf den Kern eines Kollektivs, auf die aktivsten und kreativsten Kameraden stützen muß, denn ohne das Kollektiv ist der Einzelne auf die Dauer nicht erfolgreich.

Was ich allerdings erst allmählich begriff, zunächst verdrängte, das war meine Verantwortung für Gisela Meinke, die im 350 km entfernten Prenzlau ein Kind unter ihrem Herzen trug. Ich fand einfach nicht den Mut, im Wochenendurlaub von Döbeln nach Prenzlau zu fahren, der Briefwechsel blieb die einzige Verbindung zu Gisela und ihrer Familie. Abgelenkt durch die Ausbildung und die gesellschaftliche Arbeit, schob ich die Fahrt nach Prenzlau Woche um Woche hinaus. Als weitere Ausrede vor dem eigenen Gewissen diente die soziale Lage - ich war ja nichts und hatte nichts, schon gar nicht die Position, eine Familie zu gründen und zu ernähren.

Am 2. September 1951 wurde meine Gisela von einem gesunden Mädchen entbunden. Sie war auf den schönen Namen Heidrun getauft worden. Das war der letzte Anstoß - neben den kameradschaftlichen Mahnungen meines Stubenkameraden Werner aus Thüringen - mich zum Bahnhof zu begeben und nach Prenzlau zu fahren. Der Empfang war recht kühl - verständlich - sowohl von Gisela als auch von ihrer Mutter, der Vater war zur Arbeit. Lange betrachtete ich Heidrun in der Wiege, dann fuhr ich wieder, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, nach Döbeln.

Nach langem Überlegen, nach Gesprächen auch mit meinem Stubenkameraden, entschloß ich mich, um Giselas Hand anzuhalten - wie das laut Knigge in deutschen Landen damals üblich war. Ich bekam schriftlich eine zustimmende Antwort, geheiratet sollte aber erst werden, wenn eine Wohnung in Aussicht war.

Am Ende des Ausbildungsjahres wurde meinem Zug der Titel "Bester Zug" verliehen, ich selber wurde mit der Ernennung zum Offizier als bester Offiziersschüler ausgezeichnet. Darauf war ich stolz. Mit diesen Auszeichnungen waren nicht nur unsere Leistungen im Dienst und im Studium gewürdigt worden, sondern auch unsere gesellschaftlichen Aktivitäten.

So ging von der FDJ-Gruppe meines Zuges die Initiative zum freiwilligen Ausbau des Sportstadions hinter der Eisenbahnlinie, die an der Kaserne vorbeiführte, aus. Viele Stunden Freizeit wurden dafür eingesetzt. Das Stadion wurde ein Schmuckstück der Kreis- und Garnisonsstadt Döbeln, harmonierte mit dem nahegelegenen Bürgerpark, dem Teich, dem Pavillon und den verschlungenen Wegen dieses Parks.

Wie mein weiterer Einsatz als nunmehriger Unterkommissar erfolgen sollte, teilte mir der Schulleiter in einem persönlichen Gespräch mit: Zugführer in der 1. Kompanie. Ob ich dazu bereit wäre, fragte er mich. Ich habe ohne zu zögern mit "Ja" geantwortet, weil mir das Jahr der Vertretung des erkrankten Zugführers das Selbstvertrauen gegeben hatte, eine solche Aufgabe auch regulär wahrzunehmen.

Zugführer und Taktiklehrer an der Offiziersschule

Der Zug, den ich zu übernehmen hatte, bestand aus Angehörigen der ehemaligen 7. und 8. Kompanie. Es waren Offiziersschüler, die bereits ein Jahr in Döbeln hinter sich hatten, aber vorher direkt aus zivilen Bereichen (Schulen und Betrieben) gekommen waren und die nun als erste in den Genuß einer zweijährigen Offiziersausbildung kamen.

Obwohl ich mit meinen 19 Jahren nicht älter als meine Unterstellten war, fiel mir der Start in das Offiziersleben nicht schwer, hatte ich doch den Vorteil eines Jahres Truppenpraxis. Als Zugführer des 1. Zuges hatte ich gleichzeitig den Kompaniechef bei dessen Abwesenheit zu vertreten. Auch das versetzte mich nicht in Unruhe.

Als vorteilhaft erwies sich, daß ich jetzt auch an lehrmethodischen Maßnahmen teilnehmen konnte, die zur pädagogischen Qualifizierung des Lehrkörpers durchgeführt wurden. Ich bekam persönlichen Kontakt vor allem zu den Taktik- und Schießlehrern. Das brachte es mit sich, daß ich bald zusätzlich zu den Ausbildungsstunden, die ich als Zugführer selber geben mußte, auch zu solchen herangezogen wurde, die eigentlich den Fachlehrern vorbehalten waren.

Mitte des Jahres 1952 erhielt ich die Aufgabe, mit der Kompanie vor der Zentralen Schulungsgruppe des damaligen Chefs der Hauptverwaltung für Ausbildung, Generalinspekteur Heinz Hoffmann, eine Lehrvorführung zur Exerzierausbildung nach den neu bei uns eingeführten Vorschriften der Sowjetarmee vorzubereiten und durchzuführen.

Derselbe Kasernenhof, auf dem ich an einem kalten Dezembermorgen des Jahres 1950 vom LKW gestiegen war, stand mir nun in seiner ganzen Größe zur Verfügung. Es klappte wie am Schnürchen und brachte der Kompanie und mir eine Belobigung des Kommandeurs der Schule ein. Das stärkte natürlich mein Selbstvertrauen.

Selbst mein körperliches Leistungsvermögen, vor allem die Gewandtheit beim Geräte-turnen, hatte sich verbessert. Die Riesenwelle am Reck und der Sprung über das Langpferd in voller Uniform (Jacke, Stiefel, Koppel) bereiteten mir keine Schwierigkeiten mehr. Und beim Schießen mit Karabiner, Pistole und Maschinengewehr war mir immer die Note 1 sicher. Am Ende des Ausbildungsjahres wurde mein Zug wieder als "Bester Zug" ausgezeichnet.

Mein Privatleben war "ins Lot" gekommen, der "innere Druck" des schlechten Gewissens gegenüber Gisela verschwunden. Der zweite Besuch bei der Familie Meinke - jetzt schon als Offizier - war wesentlich freundlicher verlaufen. Ein Jahr lang bin ich noch zwischen Döbeln und Prenzlau gependelt. Jeder Groschen der Dienstbezüge wurde gespart und intensiv nach einer Wohnung gefahndet. Schließlich eröffnete sich die Möglichkeit, zusammen mit einer anderen Familie in eine Vierraumwohnung zu ziehen, bei gemeinsamer Nutzung von Küche und Bad.

Mit dieser freudigen Nachricht fuhr ich nach Prenzlau, der Familienrat stimmte zu, der Hochzeitstermin wurde auf den 20. September 1952 festgelegt. Wir wurden standesamtlich und auch kirchlich (ich in Uniform) getraut. Ich war ja getauft, evangelisch erzogen und konfirmiert worden, bin erst 1956, als ich zu einer anderen Sicht der Welt, des Lebens und der Gesellschaft gelangt war, aus der Kirche ausgetreten.

Zusammen mit einer freundlichen Nachbarin habe ich die Wohnung - einschließlich Gardinen und Blumen - eingerichtet und meine Frau dadurch ziemlich verblüfft. Schwiegervater, von Beruf Tischler, hat viel mit selbstgebauten Möbeln zur Einrichtung beigetragen. Ab Ende 1952 waren wir nun eine komplette Soldatenfamilie, lebten am Dienstort zusammen und waren recht zufrieden, spürten auch Dankbarkeit gegenüber dem Staat und der Gesellschaft, die uns ein glückliches Leben in Frieden ermöglichten. Denn auch die Familie meiner Frau hatte 1945 in Prenzlau, nachdem sie die Wohnung verloren hatten, völlig neu anfangen müssen.

Aus dem Willen heraus, selber noch aktiver zur Gestaltung dieser Gesellschaft beizutragen, wurde ich 1952 Kandidat der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands - im August 1953 hat mich dann die SED-Grundorganisation an der Offiziersschule als Mitglied aufgenommen. Es waren nicht Karrieregründe, sondern persönliche Überzeugungen und Erlebnisse, die mich wie viele andere meiner Kameraden gerade in jenen Jahren zu diesem Schritt geführt haben.

Mit Beginn des Ausbildungsjahres 1953 erfolgte mein Einsatz als Stellvertreter des Kompaniechefs der 2. Kompanie mit der Orientierung, verstärkt als Schieß- und Taktiklehrer herangezogen zu werden. Das entsprach meinem persönlichen Ziel, mich stärker in einer speziellen Richtung zu qualifizieren. Die Rolle eines Fachlehrers für Taktik sagte mir am meisten zu, weil in der Führung eines Zuges oder einer Kompanie in den verschiedenen Gefechtsarten die Ergebnisse aller anderen Ausbildungszweige zusammenflossen. Anfang 1953 wurde ich dann strukturmäßig in die Gruppe der Taktiklehrer unter Leitung von Major Heckert berufen.

Inzwischen hatten wir nämlich militärische Dienstgrade und eine neue Uniform, in Khaki und mit ähnlichem Schnitt wie die der Sowjetarmee, erhalten. Die Schulen und Bereitschaften der Hauptverwaltung für Ausbildung waren im Spätsommer 1952 in die Kasernierte Volkspolizei (KVP) umformiert, mit sowjetischen Waffen und Vorschriften ausgestattet worden. Auch die Besoldung wurde angehoben, die Anrede "Genosse" statt "Herr" eingeführt. Ich war jetzt Leutnant der KVP.

Der Einsatz als Fachlehrer für Taktik war eine große Herausforderung - immerhin war ich erst 21 Jahre und hatte im Unterschied zu älteren Genossen keine Kriegserfahrung. Mein persönlicher Tagesdienstablauf begann 6.00 bis 7.00 Uhr mit der letzten Vorbereitung auf die kommenden Ausbildungsstunden und endete offiziell 19.00 Uhr, werktags war ich aber nie vor 21.00 Uhr zu Hause und sonnabends auch kaum vor 15.00 Uhr. (Dienstfreie Sonnabende wurden in der NVA erst 1985 eingeführt, zweimal im Monat, und 1990 nach der Volkskammerwahl generell).

Gemäß dem zentralen Plan der Schulleitung in Döbeln zur Kontrolle des Tagesdienstes in den verschiedenen Kompanien der Offiziersschüler hatte ich an bestimmten Tagen von 6.00 Uhr (Wecken, Frühsport, Stubenreinigung, Frühstück, 8.00 Uhr Ausbildungsbeginn) bis 22.00 Uhr (Zapfenstreich) Kontrollen durchzuführen, dazu kam der periodische Einsatz im Taktik-Kabinett bis 21.00 Uhr.

Fast alles war neu für mich. Voller Tatendrang stürzte ich mich in die Arbeit, konnte mich auf die Hilfe meiner Kameraden und der Vorgesetzten verlassen und übertrug meine Verbissenheit, den Dienst möglichst gut durchzuführen, auch auf meine Forderungen gegenüber den Offiziersschülern. Schon bald hatte ich meine Spitznamen weg: "Paragraphenhengst" und "Regimentsbläke" (wegen meiner lauten Kommandosprache) waren vermutlich nicht die schärfsten. Das wurde von den Offiziersschülern bei einem Kameradschaftsabend auch meiner Frau erzählt (unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, versteht sich), die es naturgemäß nicht für sich behielt.

Ich habe mich nicht sonderlich darüber geärgert. Ich war mir dessen bewußt, daß ich von den Offiziersschülern immer nur das verlangte, was ich selber leisten konnte, und daß ich Sommer wie Winter, bei 30° Hitze und 20° Kälte vor der Front stehend, auch bei Regen und Schnee, die Ausbildung leitete. Höchstes Privileg war es für mich, bei einem Kfz-Marsch einmal in der Fahrerkabine statt auf der Ladefläche zu sitzen, wenn gerade kein anderer Vorgesetzter dort Platz genommen hatte.

Im Mai 1953 wurde Generalmajor Heinrich Heitsch als Kommandeur der Offiziersschule Döbeln eingesetzt. Er hat, wie wahrscheinlich kein anderer ehemaliger Generalstabs-offizier der Wehrmacht, die Ausbildung der Offiziere der KVP und der NVA, namentlich die militäarakademische Ausbildung, im Sinne der Verbindung sowjetischer Erfahrungen mit den progressiven Traditionen der bürgerlichen deutschen Militärwissenschaft und der

Truppenpraxis beeinflusst.

Von 1945 bis 1949 nacheinander in amerikanischer, sowjetischer und polnischer Kriegsgefangenschaft, war der Major i.G. des deutschen Heeres 1949 Stellvertretender Stabschef der Hauptverwaltung für Ausbildung und dann Chef der Rückwärtigen Dienste geworden, bevor er von 1953 bis 1955 die Infanterie-Offiziersschule Döbeln leitete. Bis 1957 besuchte er die Akademie des Generalstabes der sowjetischen Streitkräfte und wurde anschließend zum Stellvertreter des Kommandeurs der Hochschule für Offiziere in Dresden ernannt, aus der 1959 die Militärakademie "Friedrich Engels" hervorging. Generalmajor Heitsch wirkte bis zu seinem Ausscheiden 1977 als 1.Stellvertreter des Chefs der Akademie und war besonders für Forschung und Lehre fakultätsübergreifend zuständig.

Durch seine lehrmethodischen Veranstaltungen hat Generalmajor Heitsch schon in Döbeln meine eigene Entwicklung als Offizier und Lehrer wesentlich beeinflusst. Das ging soweit, daß er mir eines abends von 22.00 Uhr bis Mitternacht anhand eines von mir erarbeiteten Konspekts die herausragende Bedeutung der Stabskultur für die charakterliche Formung des Offizierskorps erläuterte. Mit dem Lineal demonstrierte er mir an den Unregelmäßigkeiten meines Schriftbildes - Linearität, Größe, Abstände - wie ein sauberes Konspekt auszusehen habe. Das sei keine Nebensache, meinte General Heitsch, denn ein Offizier trage Verantwortung für Leben und Tod seiner Soldaten, da könnten oftmals "Kleinigkeiten" entscheidend werden.

Generalmajor Heitsch sorgte sich auch um die kulturelle Bildung seiner Offiziere, er ließ Estraden mit Künstlern der sächsischen Bühnen, von Oper und Operette, durchführen, und mancher Gesellschaftsabend mit den Frauen der Offiziere, z.B. anlässlich von Staatsfeiertagen, ist meiner Frau und mir in dankbarer Erinnerung geblieben. Ich habe übrigens auch später an der Akademie und in meiner Dienststellung im Orgbereich oft seinen Rat gesucht.

Viel gelernt habe ich durch die Teilnahme an den Lehrgängen, die in Naumburg vom damaligen Oberst Gall durchgeführt wurden. Zu den Mitgliedern des Lehrkörpers der Offiziersschule, deren Arbeit ich mir zum Vorbild nahm und die mir auch in brenzligen Fragen halfen, gehörten die Hauptfachlehrer Müller und Graviat sowie die Fachlehrer Leistner, Jürgeleit, Schaal, Wolf, Schönfelder und besonders Major Förster, die an sich selbst in der Regel mindestens so harte Anforderungen stellten wie an die Offiziersschüler. Försters Leitspruch "Schweiß spart Blut" hat sich mir unauslöschlich eingeprägt.

Als junger Taktiklehrer - nicht älter als meine "Schüler" - hielt ich engen Kontakt zu den Zügen der Offiziersschüler und besonders zu dem, der mir zugeteilt war. Wir erprobten gemeinsam neue Ausbildungsmethoden, so eine über zwei bis drei Tage durchgehende Komplexausbildung - rund um die Uhr, nur von den notwendigen Ruhe- und Schlafpausen unterbrochen.

Mein Drang, alles selbst vorführen und vorher ausprobieren zu wollen, spielte mir manchen bösen Streich. So hatten wir im Ausbildungsprogramm auch mehrere Stunden für das Thema "Der Schützenzug bei einem Stoßtruppunternehmen" zu absolvieren. Um es interessanter zu gestalten, wollten wir die aktiven Handlungen aus einem Waldstück südlich Döbeln über die Mulde hinweg führen. Die Freiburger Mulde sollte mit Schlauchbooten forciert werden.

Zur Vorbereitung sahen wir uns - Major Förster und ich - das vorgesehene Gelände an, um es nicht nur von der Karte aus beurteilen zu können. Wir kamen ans Ufer der Mulde - natürlich ohne ein Schlauchboot mitzuführen. Aber siehe, an einem Steg lag ein kleiner, flacher Fischerkahn. Ich sprang - ungeachtet aller Warnungen meines Majors - hinein, stieß ab und begann mit dem Paddel zu rudern. Es war Februar, leichte Minusgrade, keine Eisflächen, erhöhter Wasserstand und noch stärkere Strömung als gewöhnlich,

besonders an der Enge, an der wir uns befanden.

Bereits nach wenigen Metern hatte die starke Strömung das leichte Boot erfaßt, drehte es quer zum Ufer, eine falsche Bewegung von mir, und schon kippte das Boot, ich lag im Wasser. Die Kälte und der Schreck machten die ersten Schwimmstöße ziemlich unbeholfen. Ich war ja in voller Montur, schwerer Wintermantel, Stiefel an den Beinen. Zum Glück war ich nicht weit vom Ufer entfernt und konnte auch mit aller Kraft das Seil des Bootes erreichen. Mit hastigen Schwimmstößen zog ich es hinter mir her, Major Förster streckte mir seine Hand entgegen und ich kroch durch das Gebüsch ans rettende Ufer. Von dort ging es im Dauerlauf zum LKW und sofort nach Döbeln in die Wohnung, Sachen wechseln und wieder zum Dienst. Meine Frau wunderte sich nur über meine nasse Uniform und die Unterwäsche.

Das Jahr 1953 brachte jedoch auch politisch brisante Ereignisse. Damit meine ich besonders den 17. Juni und die ihm folgenden Tage, die von unseren Medien als "faschistischer Putschversuch", von denen des Westens als "Volksaufstand gegen das SED-Regime" apostrophiert wurden.

Am 18. Juni 1953 stand meine Frau, die kleine Heidrun im Arm, weinend vor dem Kasernenkommandanten und erzählte mir - immer noch fassungslos - die Besitzerin des Hauses, in dem wir wohnten (eine ältere Dame, deren Gatte nach 1945 als Kriegsverbrecher verurteilt worden war), habe ihr gesagt: "Sehen Sie, Frau Patzer, dort werden Sie mit Ihrer Tochter hängen, wenn wir die Macht erhalten haben!" Dabei zeigte sie auf einen Lichtmast vor dem Haus. Das Bild meiner am ganzen Körper zitternden Frau werde ich nie vergessen. Ich versuchte, sie zu beruhigen und sagte ihr: "Solange wir noch hier sind, wird dich niemand hängen, da müßten sie uns erst alle erschlagen." Trotzdem mußte ich sie erst einmal allein wieder nach Hause schicken, wir hatten Befehl, unbedingt in der Kaserne zu bleiben.

Zum Glück blieb in Döbeln alles ruhig, wir brauchten nicht gegen die - wie ich inzwischen weiß - berechtigten Streiks und Demonstrationen der Arbeiter eingesetzt zu werden, die wir damals für Aktionen von Westberlin aus gesteuerter konterrevolutionärer Elemente hielten.

An der Offiziersschule gingen wir wieder zur planmäßigen Ausbildung über. Am 7. Oktober 1954, dem 5. Jahrestag der DDR, wurde ich zum Oberleutnant befördert. Im Herbst 1955 wurde mir von der Leitung der Lehranstalt eine Zweizimmerwohnung mit Küche und Bad im Zentrum der Stadt angeboten. Die Toilette war zwar über die Treppe im Zwischengeschos zu erreichen und von vier Familien zu nutzen, naturgemäß war auch nur Ofenheizung vorhanden, aber wir waren endlich allein in einer Wohnung und haben sofort zugesagt.

Die Fahrradausflüge in die landschaftlich reizvolle Umgebung von Döbeln - Roßwein, Leisnig, Burg Kriebstein an der gleichnamigen Talsperre - machten uns nun noch mehr Freude. Vom Kollektiv der Taktiklehrer wurden ebenfalls gesellige Veranstaltungen in der Freizeit organisiert - sogar eine "Himmelfahrts-Exkursion ins Blaue". Von Döbeln über Waldheim ging es nach Kriebstein, mit dem Dampfer über die Talsperre, dann zum Schloß Rochlitz und zur Stiftskirche Wechselburg, über Burgstädt bis nach Chemnitz, spät abends zurück.

Die Funktionen in der FDJ machten mir ebenfalls Spaß, das gesellige Leben in der Grundorganisation war noch nicht so auf zentral gesteuerte Kampagnen ausgerichtet wie später. Wir unternahmen Fahrten in den Leipziger Zoo und im Winter in das Erzgebirge, nach Bärenfels. Ich stieg über die Wahl vom Gruppenorganisator bis zum Leitungsmitglied der FDJ-Organisation des Stabes auf und wurde im Januar 1956 in die Parteileitung der SED-Grundorganisation des Stabes der Offiziersschule gewählt.

Mitte 1956 - inzwischen war mit der Aufstellung der Nationalen Volksarmee auf der Basis der vorhandenen Stäbe, Truppenteile und Schulen der KVP begonnen worden - verdich-

teten sich die Gerüchte, daß die Infanterie-Offiziersschule von Döbeln nach Plauen im Vogtland verlegt werden würde.

Mit meiner Frau war ich überein gekommen, mich für ein Studium an der Hochschule für Offiziere in Dresden zu bewerben. Ich stellte - nach Rücksprache beim Kommandeur - ein schriftliches Gesuch und erhielt auch positiven Bescheid. Nach der Übernahme in die NVA konnte ich noch bis zum November in Döbeln bleiben und nutzte die Zeit zur Qualifizierung. Auch besuchte ich eine private Fahrschule und erwarb auf einem Opel P 4 den Führerschein.

Ich wußte, daß die Fahrerlaubnis ohnehin zum Muß der Ausbildung der Stabsoffiziere der NVA gehörte, außerdem sparten wir konzentriert auf einen fahrbaren Untersatz, nachdem wir uns die Wohnung eingerichtet hatten, schon wegen der ungünstigen Zugverbindungen zwischen Döbeln und Prenzlau, wo die Eltern meiner Frau wohnten.

Im Jahre 1957, als ich schon in Dresden studierte, erwarben wir dann einen neuen PKW vom Typ P-70, dem Nachfolger des P-8, der in Zwickau in den ehemaligen Horch-Werken, nun Sachsenring, gebaut wurde. Er war der Vorgänger des kleineren P-50, aus dem in der Folgezeit der legendäre Trabant entwickelt wurde.

Unser P-70 war lange Zeit der ganze Stolz der Familie. Die erste Fahrt nach Prenzlau werde ich wohl nie vergessen. Nach dem Tanken an der Autobahn in Finowfurth blieb unser neues Auto alle Dutzend Kilometer stehen und der Motor sprang erst nach einer kurzen Pause wieder an. So kamen wir bis Prenzlau. Schwiegervater wollte das neue Prachtstück gleich Verwandten im 10 km entfernten Dorf Kleinow vorführen. Auch diese kurze Fahrt wurde von einer Zwangspause unterbrochen.

Wir waren ratlos. Ein Kfz-Mechaniker, der im Dorf wohnte, stellte dann fest, daß ich in meiner Begeisterung den Tankverschluß nach dem Tanken so fest angedrückt hatte, daß dadurch die Entlüftungslamellen zusammengepreßt wurden. Folglich entstand ein Unterdruck im Tank, das Benzin floß nicht mehr nach (der Motor hatte keine Benzinpumpe). Der Meister bohrte ein kleines Loch in den Tankverschluß, und schon brummte der P-70 ohne Aussetzer durch die Uckermark, auch wieder zurück nach Sachsen.

Studium an der Hochschule für Offiziere Dresden

Ende November 1956 habe ich von der Familie Abschied genommen und mich an den Ort meiner künftigen Studien, in die alte Hauptstadt des Landes Sachsen und die damalige Bezirksstadt Dresden begeben.

Kommandeur der Hochschule war damals Oberst Wilhelm Adam, der als 1. Adjutant von Generalfeldmarschall Paulus 1943 in Stalingrad in sowjetische Kriegsgefangenschaft geriet, zu einem der aktivsten Mitglieder des "Nationalkomitees Freies Deutschland" und des "Bundes Deutscher Offiziere" wurde, 1949 bis 1952 als Vorsitzender des Landesverbandes Sachsen der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands und (seit 1950) als sächsischer Finanzminister am Neuaufbau mitwirkte.

Ich war als einer von 192 Offizieren zum ersten Zweijahreslehrgang kommandiert worden, der an dieser Hochschule durchgeführt wurde und in dem bereits im Truppen- und Stabsdienst erfahrene Offiziere der KVP für die Führungsebene Regiment (Kommandeur, Stabschef, Leiter von Waffengattungen und Diensten) qualifiziert werden sollten.

Mit Gründung der Hochschule für Offiziere der NVA entstanden auch die Lehrstühle Infanterieausbildung (Oberstleutnant Hermann Große), Artillerieausbildung (Oberstleutnant Alfred Schicker) und Panzerausbildung (Oberstleutnant Hans Fischer). Stellvertreter des Kommandeurs der Schule für Ausbildung war Oberstleutnant Leopold Gotthilf, mit dem uns der weitere Lebensweg der Familie noch mehrmals zusammenführte - in Strausberg hat meine Frau dann in seinem Verantwortungsbereich gearbeitet, als er Chef

der Verwaltung Schulen und Weiterbildung wurde. Auch den späteren Oberst Rudi Tietz und seine Familie haben wir in Dresden kennengelernt und in Strausberg wieder getroffen, wo er sich in den kommunalen Vertretungen der Stadt und unseres Wohngebiets aktiv engagierte.

Die zwei Jahre in Dresden waren recht wertvoll für die militärische wie für die politische und allgemeine Bildung. Erfahrene Lehrer, nicht wenige noch mit Kriegserfahrung, vermittelten taktisches, operatives und technisches Wissen, hielten Vorträge und führten praktische Übungen in Lehrklassen, Kabinetten und im Gelände durch. Von der Einweisung in die Hauptwaffensysteme bis zur Schießausbildung erhielten wir alles, was zum Fundus der Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten eines militärischen Führers oder Führungsgehilfen der Führungsebenen Bataillon und Regiment in den fünfziger Jahren im Rahmen des Warschauer Vertrages gehörte. So habe ich dort z.B. den Führerschein für alle in der NVA verwendeten Kfz-Typen erworben und wurde in die Lage versetzt, eine Granatwerferbatterie im praktischen Schießen zu führen.

Der Schwerpunkt lag auf der Führung der Truppe im Gefecht, weniger Wert wurde auf solche Probleme der Streitkräfte im Frieden wie die Planung der Gefechtsausbildung oder des täglichen Dienstbetriebes gelegt. Mir kam meine bisherige Praxis als Taktiklehrer ebenso zugute wie meine ausgeprägte Phantasie. Ich konnte mir die mögliche Entwicklung von Gefechtssituationen sowohl an der Karte als auch bei taktischen Übungen im Gelände vorstellen und war bereits darin geübt, schnelle Entschlüsse zu fassen und klare, kurze Befehle zu formulieren.

Diese Eigenschaft hatte übrigens der Kommandeur der Hochschule, Oberst Adam, bereits 1955 in Döbeln an mir festgestellt und auch gelobt. Er weilte als Vorsitzender der Zentralen Prüfungskommission zum Abschluß des Ausbildungsjahres 1954/55 an unserer Offiziersschule und nahm an der von mir geleiteten Prüfung im Ausbildungsfach Taktik im Gelände teil. Meine wirklichkeitsnahe Schilderung der Ausgangslage für die Entschlußfassung der Offiziersschüler hatte ihm gefallen und prompt hat er sich 1957 in Dresden im Gelände wieder an mich und die damalige Situation erinnert.

Das Buch von Oberst Adam "Der schwere Entschluß" hat mich sehr beeindruckt und bekam wie Manfred von Ardennes Autobiographie ("Ein glückliches Leben für Technik und Forschung") einen Ehrenplatz in meiner kleinen Handbibliothek. Die Vorträge, die Professor von Ardenne und Generalfeldmarschall Paulus an der Hochschule hielten, gehörten zu den interessantesten Erlebnissen dieser Jahre.

Im April 1957 übergab Oberst Adam die Führung der Hochschule an Generalmajor Heinrich Dollwetz, der als Mitglied der KPD 1934 in Abwesenheit zum Tode verurteilt, über Dänemark in die Sowjetunion emigriert war, 1937 in Spanien eine Panzerkompanie der Internationalen Brigaden geführt und im zweiten Weltkrieg in sowjetischen Kriegsgefangenenlagern und an Antifaschulen gewirkt hatte. General Dollwetz wurde auch erster Kommandeur der Militärakademie "Friedrich Engels", als diese 1959 auf der Grundlage und im Objekt der Hochschule aufgestellt wurde. Er schied aber bereits im gleichen Jahr aus gesundheitlichen Gründen aus den realen Führungsprozessen aus und ging 1961 in den Ruhestand.

Die Freizeit und die Wochenenden dieser zwei Jahre in Dresden gehören zu den schönsten unserer Familie. Erstens hatten wir in Dresden-Plauen eine Zweizimmerwohnung erhalten, ich konnte also mit Frau und Tochter Heidrun auch in der Woche zusammen sein. Zweitens ermöglichte uns unser neuer P-70, die nähere und weitere Umgebung Dresdens, die Parks und Schlösser von Großsedlitz und Pillnitz bis Moritzburg sowie den Kranz der Gebirge um das Elbtal zu erschließen. Wir waren an jedem Wochenende unterwegs, die Tochter immer dabei - Sächsische Schweiz, Erzgebirge, Zittauer Gebirge, Meißen mit der Albrechtsburg, die alte Bergstadt Freiberg, die Festung Königstein - das alles besichtigten wir.

Meinen persönlichen Wunsch, einmal auf dem Königstein zu übernachten, konnte ich allerdings erst 1990 in dem kleinen Gästezimmer des Armeemuseums verwirklichen. Das hatte ich der mit uns befreundeten Familie Berthold zu verdanken - Klaus Berthold war viele Jahre Stellvertretender Direktor des Armeemuseums in Dresden, das eine Außenstelle auf dem Königstein unterhielt. Als "Burgherr" durfte ich dann sogar das Haupttor verschließen und mit meiner Frau in Ruhe die herrliche Aussicht auf das Elbtal, den Lilienstein, den Pfaffenstein und all die anderen bizarren Sandsteinfelsen bis hin zur Bastei und den Schrammsteinen in der Abendsonne genießen.

Regen Anteil nahmen wir am kulturellen Geschehen in Dresden. Alle Museen, an der Spitze die Galerien Alte und Neue Meister, das Grüne Gewölbe und die Porzellansammlungen wurden besichtigt. Die Semperoper war damals noch Ruine, aber das Große Haus, das Kleine Haus und die Staatsoperette waren häufig unser Ziel. "Don Carlos" in der Oper, die "Dreigroschenoper" mit Horst Schulze und "Salome" mit der legendären Dresdner Schauspielerin Christel Goltz im Großen Haus blieben unvergessen - besonders als nach dem Schleiertanz fast eine Stunde lang "Standing Ovation" des kunstbegeisterten Dresdner Publikums stattfanden.

Auch die nächtelangen Diskussionen im Kameradenkreis über "Gott und die Welt", den Sinn des Lebens und des Dienstes gehören zu diesen erlebnisreichen Jahren. Besonders mit der Familie meines Studienkollegen Major Prötzig, die in Görlitz wohnte, haben wir manche schöne Stunde verbracht.

Am 1. März 1958, dem neu eingeführten "Tag der Nationalen Volksarmee", wurde ich zum Hauptmann befördert, und am Ende des Ausbildungsjahres erhielt ich das Abschlußprädikat "Mit Auszeichnung" sowie das Angebot, als Hauptfachlehrer an der Hochschule für Offiziere zu bleiben. Ich habe es abgelehnt, weil ich unbedingt Truppenoffizier werden wollte - Bataillonskommandeur oder Stellvertreter des Regimentskommandeurs.

Aber der Mensch denkt und das Kaderorgan lenkt - nicht der liebe Gott, für den war in der NVA keine Planstelle vorhanden. Ich wurde nicht in die ersehnte Truppe, sondern in einen Stab, in das Kommando des Militärbezirks III nach Leipzig versetzt.

Operativer Offizier im Kommando des Militärbezirks Leipzig

Die Kommandos der beiden Militärbezirke (III in Leipzig, V in Neubrandenburg) waren für die Landstreitkräfte bis zur Bildung des Kommandos Landstreitkräfte (1972 in Potsdam-Geltow) die höchsten Führungsorgane der Landstreitkräfte. Ihre Chefs unterstanden direkt dem Minister für Nationale Verteidigung. Zu jedem Militärbezirk gehörten 2 Mot. Schützen-Divisionen und eine Panzerdivision sowie mehrere selbständige Brigaden, Regimenter und Bataillone bzw. Abteilungen der verschiedenen Waffengattungen (Artillerie, Flak usw.), Spezialtruppen (Pioniere, Chemische Abwehr usw.) und Dienste (Medizinischer Dienst, Kfz-Dienst usw.) sowie Werkstätten, Lager und andere Einrichtungen. Außerdem unterstanden den Chefs der Militärbezirke die territorialen Führungsorgane der NVA, d.h. die Wehrbezirks-Kommandos (für jeden der 14 Bezirke und für Berlin) und die Wehrkreiskommandos (für jeden Stadt- und Landkreis sowie für die Stadtbezirke Ostberlins).

Aus dem Kommando jedes Militärbezirkes wären im Mobilmachungsfall die Feldführung (d.h. der Befehlshaber, seine Stellvertreter und der Stab) einer Armee (für Neubrandenburg ursprünglich ein Armeekorps) und das Führungsorgan eines territorialen Militärbezirks hervorgegangen.

Mein Einsatz erfolgte zunächst in der Abteilung Ausbildung und kurz danach in der Operativen Abteilung des Stabes des Kommandos des MB III. Damit war ich an einer ziemlich exponierten Stelle angekommen.

Chef des Militärbezirks Leipzig war der damalige Generalmajor Kurt Wagner (später als

Generaloberst Stellvertreter des Verteidigungsministers für Ausbildung). Sein Stellvertreter und Chef des Stabes war Oberst Arnold, sein Stellvertreter für Ausbildung Oberst Streletz, beide wurden auch später im Ministerium meine Vorgesetzten auf verschiedenen Führungsebenen. Die Operative Abteilung wurde von Major Wegehaupt, Absolvent einer sowjetischen Militärakademie, geführt.

In der Operativen Abteilung arbeitete schon seit längerem Major Leistner. 1959 wurde er nach Erfurt als Stabschef der 4. MSD versetzt, nach dem Studium an der sowjetischen Generalstabsakademie als Chef des Stabes des Militärbezirks V nach Neubrandenburg. Mitte der 70er Jahre trafen sich unsere Wege wieder, er wurde als Stellvertreter und dann ab 1982 als Nachfolger von Generalleutnant Arnold mein Vorgesetzter im Bereich Organisation des Hauptstabes der NVA.

Ich möchte betonen, daß die Kommandos der Militärbezirke in der NVA seit KVP-Zeiten eine exponierte Stellung einnahmen, auch noch später nach Bildung des Kommandos der Landstreitkräfte. Nicht nur, daß ihnen die überwiegende Mehrzahl der Armeeangehörigen, der Verbände, Truppenteile und Einrichtungen der NVA unterstand. Sie waren auch am engsten mit der militärischen Praxis der Landstreitkräfte und ihrer Ausbildungsbasis verbunden und gleichzeitig das entscheidende Bindeglied zwischen Truppe und Wehrganen bei der Auffüllung, Ausbildung und Mobilmachungsvorbereitung.

Die Arbeit als operativer Offizier umfaßte sowohl Tätigkeiten am Schreibtisch als auch an der Basis, etwa im Verhältnis 1:1. Das sagte mir zu, denn ich konnte sowohl meine Erfahrungen als Taktiklehrer als auch das Studium an der Hochschule für Offiziere nutzen. Tagelang war ich außerhalb von Leipzig unterwegs, ohne daß meine Frau wissen durfte, wo ich mich jeweils aufhielt.

Die Kriterien meiner Arbeit wurden Exaktheit und Termintreue, die vielbeschworene "Stabskultur" bei der Erarbeitung von Befehlen, Anordnungen und Übungsunterlagen. Als Verbindungs- und Richtungs-offizier zu den Divisionen des Militärbezirks mußte ich mit deren Kommandeuren und Stabschefs zusammenarbeiten, auf ihre Eigenheiten eingehen und dennoch die Linie und die Weisungen des Kommandos des MB durchsetzen. Allgemeines Gerede hätte bei diesen erfahrenen Offizieren bald zu verschlossenen Türen und Ohren geführt, nur Wissen und Können wurden akzeptiert.

Das galt besonders bei Überprüfungen der Gefechtsbereitschaft, bei denen ohnehin alles im Streß stand und jeder Zeitverlust zu negativen Beurteilungen, ja zum Nichterfüllen der gestellten Aufgaben führen konnte.. Die Normen zur Herstellung der Marschbereitschaft in den Kasernen und zum Erreichen der Konzentrierungsräume im Gelände, meist auf Truppenübungsplätzen, waren schon damals recht knapp bemessen und keineswegs "mit links" zu erfüllen. Maßstab für diese Normen war es, die Truppen einem möglichen Überraschungsschlag gegnerischer Flieger- und Raketenkräfte zu entziehen und ihre Kampfkraft für Gegenschläge zu erhalten.

Besonders erinnere ich mich an eine Übung der 7. Panzerdivision (Dresden) im vollen Bestand. Dabei mußten die Panzerbesatzungen über längere Strecken außerhalb von Truppenübungsplätzen auf Nebenstraßen, Feld- und Forstwegen größere Entfernungen überwinden. Die anschließenden Manöverbälle unter engagierter Beteiligung der Bevölkerung, die gute Bewirtung der Soldaten allerorts und die herzliche Anteilnahme an ihren Leistungen werde ich nicht vergessen.

Eine Bewährungsprobe besonderer Art hatte ich 1960 zu bestehen: die Teilnahme an der Ausarbeitung und organisatorischen Sicherstellung der zweiseitigen mehrstufigen Kommandostabsübung mit Darstellungstruppen, der größten, die bis dahin in der NVA durchgeführt wurde.

Der Leitungsstab wurde in einem Waldgebiet der Dübener Heide entfaltet. Ich wurde als Leiter der Informations- und Richtungsgruppe eingesetzt und hatte als Diensthabender

Offizier dem damaligen Verteidigungsminister, Generaloberst Willi Stoph, zu melden. Trotz beträchtlicher Aufregung habe ich das gut überstanden.

Nicht weniger lehrreich war für mich die Teilnahme an einer vom Ministerium geleiteten Stabsübung mit den Kommandos beider Militärbezirke im Norden der Republik, im Raum Güstrow. Der Gefechtsstand des MB III mußte im Kfz-Marsch von Sachsen nach Mecklenburg verlegt werden, immerhin über eine Entfernung von 400 km und dazu noch nachts.

Als Leiter der 2. Staffel des Gefechtsstandes hatte ich eine Kolonne von etwa 50 Fahrzeugen zu führen und war heilfroh, daß ich Oberst Arnold pünktlich und ohne Ausfälle das Beziehen des befohlenen Raumes melden konnte.

Studium an der Militärakademie "Friedrich Engels" in Dresden

Meinem eigenen Wunsch entsprechend wurde ich 1960 zu einem dreijährigen Studium an die Militärakademie "Friedrich Engels" delegiert. Zunächst jedoch hatte ich einen einjährigen Kurs zum Erwerb der Hochschulreife (d.h. das Abitur in den Hauptfächern) an der Vorstudienanstalt der NVA in Naumburg zu absolvieren. In meinen Fragebögen stand ja trotz Offiziersschule und diversen Qualifizierungslehrgängen immer noch unter der Rubrik "Schulbildung": 8.Klasse!

Die Vorstudienfakultät hatte am 1. September 1960 ihre Tätigkeit aufgenommen. Leiter war Oberst Hermann Kittelmann, der in der "Antifaschistischen Arbeitergruppe Mitteldeutschland" aktiv gegen die Nazis Widerstand geleistet hatte, ab 1948 als Politarbeiter in der HVA, KVP und NVA diente, zuletzt als Politstellvertreter des Kommandeurs einer Mot. Schützendivision.

Die Vorstudienfakultät bildete ab Januar 1961 Bewerber für die Militärakademie, aber auch für sowjetische Militärakademien in allgemeinbildenden Fächern und in der russischen Sprache aus. Ziel war die Hochschulreife in den Fächern Mathematik, Physik, Chemie, Deutsch und Russisch. Dazu kamen die Gesellschaftswissenschaftliche Weiterbildung und die Militärische Körperertüchtigung.

Die Kaserne in Naumburg, in der die Vorstudienfakultät untergebracht war, hatte eine bewegte Vergangenheit. Erbaut als preußische Kadettenanstalt 1897-1900, wurde sie 1920 in eine staatliche Bildungsanstalt umgewandelt, beherbergte nach 1933 eine der "Nationalpolitischen Erziehungsanstalten" der NSDAP, nach 1945 nacheinander amerikanische und sowjetische Truppen. Nach kurzer Zeit als Gymnasium war von 1949 bis 1956 eine Offiziersschule der Volkspolizei, dann der KVP hier untergebracht, von 1956 bis 1960 die Kadettenanstalt der NVA. Nach der Nutzung als Vorstudienfakultät der Militärakademie folgte ab 1965 das Institut für Fremdsprachenausbildung der NVA. Durch Erlaß des Bundesministers der Verteidigung vom September 1991 wurde in der Kaserne eine Außenstelle des Sprachenamtes der Bundeswehr eingerichtet.

Der Wechsel vom anerkannten, von Vorgesetzten wie Unterstellten als kompetent akzeptierten Stabsoffizier zum Schüler in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Grundlagenfächern fiel mir doch recht schwer. Besonders die Physik machte mir zu schaffen, mir fehlte das technische Vorstellungsvermögen. Nur mit Hilfe der Lehrer, der Kameraden und durch die eigene Hartnäckigkeit, oftmals ganze Nächte hindurch, erreichte ich es, das Abitur mit sehr guten Ergebnissen abzuschließen.

Ende Dezember 1961 wurde ich nach Dresden versetzt. Da wir bereits im Oktober umgezogen waren (es war in unserer jungen Ehe der 5. Umzug, noch zwei weitere sollten folgen), ergaben sich im Familienleben keine größeren Probleme, nur Tochter Heidrun protestierte, weil sie sich das dritte Mal in einer neuen Schule anmelden und einleben mußte.

Der Dienstantritt am 2. Januar 1962 an der Militärakademie "Friedrich Engels" war schon nicht mehr so aufregend wie 1956 beim Besuch der Hochschule für Offiziere im selben Objekt. Der Gebäudekomplex war 1934 von Prof. Dr. Ing. Wilhelm Kreis als Luftgaukommando (eine dem Wehrkreiskommando des Heeres entsprechende Kommandobehörde der Luftwaffe) errichtet, im Februar 1945 bei den anglo-amerikanischen Luftangriffen teilweise zerstört und bis 1946 wiederhergestellt worden. Wilhelm Kreis war übrigens einer der führenden deutschen Architekten der ersten Jahrhunderthälfte, hatte schon als Student den 1. Preis im Wettbewerb um das Leipziger Völkerschlachtdenkmal erhalten und neben vielen Bismarcktürmen und dem Burschenschaftsdenkmal in Eisenach auch das Hygiene-Museum in Dresden gebaut.

Die Fakultät Landstreitkräfte, zu der ich nun als Offiziershörer versetzt war, bestand aus den drei Fachrichtungen Allgemeine Truppenführung, Artillerie und Rückwärtige Dienste. Leiter der Fakultät und Stellvertreter des Kommandeurs für operativ-taktische Ausbildung der Landstreitkräfte war Generalmajor Bernhard Bechler. Er war als Major und Bataillonskommandeur 1943 bei Stalingrad in sowjetische Gefangenschaft geraten, hatte die Zentrale Antifaschule in Krasnogorsk absolviert und war als Frontbevollmächtigter des Nationalkomitees Freies Deutschland bei der Sowjetarmee eingesetzt gewesen. Bis 1949 amtierte Bechler als Innenminister des Landes Brandenburg, ging dann zu den bewaffneten Kräften, wurde Stabschef der HVA, Stellvertreter des Chefs des Hauptstabes der KVP und besuchte 1957-59 die sowjetische Generalstabsakademie.

Bernhard Bechler, der vom Reichskriegsgericht in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden war, hat als überzeugter Antifaschist, talentierter Militärwissenschaftler und Stabsarbeiter bei uns hohes Ansehen genossen und hat auch später, als er an der Spitze des neugegründeten Instituts für Mechanisierung und Automatisierung der Truppenführung in Dresden stand, wesentlich zur wissenschaftlichen Arbeit und zur Weiterbildung des Offizierskorps der NVA beigetragen.

Die operativ-taktische Ausbildung erstreckte sich von der Kommandoebene des Mot. Schützen- und Panzerbataillons bis zu den Grundlagen der operativen Kunst, den Handlungen einer Allgemeinen Armee. Den Hauptinhalt machte die Führung von Regimentern und Divisionen der Kampftruppen, der Mot. Schützen und Panzer aus. Es wurden alle Gefechtsarten - Angriff, Verteidigung und Begegnungsgefecht - sowie der Einsatz aller Waffengattungen, Spezialtruppen und Dienste der Landstreitkräfte gründlich durchgearbeitet. Die Einsatzprinzipien der Luft- und Seestreitkräfte wurden in Übersichtsvorlesungen erläutert.

Dazu kam die Schieß- und Fahrausbildung sowie die praktische Einweisung in alle Waffen, Geräte und Fahrzeuge, die es in der Struktur der Allgemeinen Armee gab, einschließlich der Raketentechnik und der Mittel des Schutzes vor Massenvernichtungswaffen.

Weitere Fakultäten waren die der Luftstreitkräfte, Luftverteidigung und Truppenluftabwehr, die Fakultät Panzer-Ingenieur-Dienst, die Fakultät Gesellschaftswissenschaften und ab 1963 auch die Fakultät Seestreitkräfte. Die Militärakademie besaß das Promotionsrecht, immer mehr Lehrer und Lehrstuhlleiter erwarben akademische Grade - Doktor, Dozent, Professor. An allen militärfachlichen Fakultäten waren sowjetische Spezialisten - in der Regel erfahrene höhere Kommandeure, Stabsarbeiter und Hochschullehrer - tätig.

Kommandeur der Militärakademie war bei meinem Dienstantritt Generalmajor Fritz Johne. Er hatte als Mitglied der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei 1937-39 in den Internationalen Brigaden in Spanien gekämpft, war nach Internierung in Frankreich an die Nazis ausgeliefert und in Sachsenhausen inhaftiert worden, wurde nach Rückkehr in die Tschechoslowakei 1947 ausgesiedelt und kam über eine Parteifunktion in Sachsen-Anhalt zur Volkspolizei. Nach verschiedenen leitenden Dienststellungen auf dem Gebiet der Ausbildung und der Offiziersschulen der HVA und KVP wurde er 1954-56 Chef des

Militärbezirk Leipzig und besuchte dann bis 1959 die sowjetische Generalstabsakademie. 1963, noch während meiner Studienzeit und kurz nach der Kubakrise, wurde Fritz Johne zum Botschafter der DDR in Kuba berufen und führte diese Funktion bis 1967 aus.

Die Kubakrise 1962 erlebte ich noch in der völligen Befangenheit der damaligen Darstellung unserer Zeitungen und Rundfunksendungen: Schuld an der gefährlichen, bis an den Rand eines weltweiten Raketen-Kernwaffenkrieges reichenden Zuspitzung der internationalen Lage trüge allein der USA-Imperialismus, das war die eine Behauptung. Die zweite Behauptung lautete, daß hinter der chinesischen Kritik an der sowjetischen Außen- und Militärpolitik in der Kubakrise (Chruschtschow sei vor Kennedy feige zurückgewichen) die menschenverachtende Auffassung Maos stünde, man könne den Sozialismus auch auf den Trümmern eines dritten Weltkrieges errichten. Beide Behauptungen, die uns vermittelt wurden, sahen wir als richtig an.

Wir ahnten nur, daß es auch in der Sowjetunion und in den anderen sozialistischen Ländern Probleme gab, wie Offiziere oder andere Bekannte nach Auslandsreisen berichteten. Jegliches Abhören westlicher Rundfunkstationen war strikt verboten. Es wurde auch von uns selber als schädlich für die eigene Weltanschauung angesehen, als verdammenswürdiger "Objektivismus" und Verzehr der giftigen Brocken der ideologischen Diversion des Klassenfeindes, wie es in den Publikationen des Zentralkomitees und der Politischen Hauptverwaltung der NVA sinngemäß hieß.

Ansonsten verlief das Studium ohne Aufregungen oder Sensationen. Abwechslung brachte die Teilnahme an den Ehrenparaden in Berlin im Rahmen des Marschblocks der Militärakademie. In Dresden besuchten wir die Museen und Theater. Viele Stunden der Freizeit verbrachten wir, häufig gemeinsam mit unseren Frauen, wie schon 1957/58 mit Arbeitseinsätzen zur Beseitigung der Trümmer in der schwer zerstörten Innenstadt.

Meine Frau nutzte die drei Jahre in Dresden, um sich in einem Kinderhort zu qualifizieren und den entsprechenden Abschluß als Hortnerin zu erlangen, was es ihr bei meinem späteren Einsatz in jedem Standort ermöglicht hätte, schnell eine Arbeitsstelle zu finden. Das trat denn auch prompt ein.

Im August 1964 ging das Lehrjahr mit den Abschlußprüfungen und der Verteidigung der Diplomarbeit zu Ende. Ich erreichte wiederum ein sehr gutes Ergebnis, war damit diplomierter Militärwissenschaftler und durfte das Abzeichen der Militärakademie mit dem Bildnis von Friedrich Engels über der rechten Brusttasche meiner Majorsuniform tragen, am 1. März 1962 war ich zu diesem Dienstgrad befördert worden und somit in die Kategorie der Stabsoffiziere aufgerückt. Ich verhehle nicht: darauf war ich ziemlich stolz.

Da ich beim abschließenden achttägigen Kriegsspiel an der Militärakademie als Stabschef eines Mot. Schützenregiments und im letzten Teil sogar als Regimentskommandeur eingesetzt war, zweifelte ich nicht daran, daß ich meinem Wunsch entsprechend in die Truppe versetzt würde. Das Personalgespräch war ebenfalls in diese Richtung gelaufen.

Umso verdutzter war ich dann, als wenige Tage vor der Bekanntgabe der künftigen Dienststellungen Oberst Arnold an der Akademie erschien und mir mitteilte, daß er mich für den Einsatz im Bereich Organisation des Hauptstabes der NVA, d.h. im Ministerium für Nationale Verteidigung in Strausberg, angefordert habe.

Oberst Arnold war während meiner Dienstzeit in Leipzig Stellvertreter des Chefs des Militärbezirk III und Chef des Stabes und damit mein Vorgesetzter gewesen. Vor wenigen Wochen als Absolvent der Generalstabsakademie aus Moskau zurückgekehrt, war er nun als Stellvertreter des Chefs des Hauptstabes für Organisation eingesetzt worden. Jetzt suchte er sich Mitarbeiter für seinen Bereich aus. Ich sollte in der Verwaltung Personelle Auffüllung als Oberoffizier und Leiter der Arbeitsgruppe Landstreitkräfte eingesetzt werden, drei Offiziere als Unterstellte anleiten (je einen Rich-

tungsoffizier für MB III, MB V und die dem Ministerium direkt unterstellten Truppen).

Eigentlich mußte mich sein Angebot ehren, hatte er mich doch offenkundig als Stabsarbeiter in guter Erinnerung. Andererseits bedeutete eine solche Dienststellung eine Wende um 180 Grad - vom operativen zum administrativen Offizier, vom Ausbildungsgelände und der Führungsstelle an den Schreibtisch einer großen bürokratischen Institution, so meinte ich. Außerdem wußte ich aus Leipzig noch, daß im Org.-bereich viel mit Zahlen und Tabellen gearbeitet wurde - nicht meine Lieblingsstrecke, eher das Gegenteil. Ich wollte Truppenkommandeur werden, mindestens wieder operativer Offizier.

Ohne längere Überlegung lehnte ich den Einsatz kategorisch ab - das Gespräch dauerte folglich nur kurze Zeit. Nach wenigen Tagen wurde mir jedoch mitgeteilt, daß ich dem Befehl - der gleichzeitig als Parteiauftrag aufzufassen war - Folge zu leisten oder die Konsequenzen zu ziehen hätte. Das konnte bis zur kurzfristigen Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst gehen, denn ich hatte mich ja verpflichtet, an jedem Ort meinen Dienst zu leisten, an den mich Partei und Regierung delegieren bzw. kommandieren würden.

Ergo biß ich in den sauren Apfel - unter dem Protest meiner Frau, die über den Standort Strausberg (und seinen Ruf in der Truppe sowie den nachgeordneten Einrichtungen) noch weniger begeistert war als ich. Trotzdem haben wir uns sofort um eine Wohnung bemüht und infolge der dortigen günstigen Wohnraumsituation auch bekommen. Somit konnte meine Frau schon Anfang Oktober 1964 umziehen, während ich in Berlin an den Vorbereitungen zur Ehrenparade der NVA anlässlich des 15. Jahrestag der DDR teilnahm.

Nach Abschluß der Parade fuhr ich nach Strausberg und sah dort die bereits bezogene Wohnung zum ersten Mal - drei Zimmer mit Küche, Bad und Korridor, relativ klein, aber mit Fernheizung und Warmwasser, für damalige Verhältnisse in der DDR schon gehobene Mittelklasse. Wir sind später in Strausberg noch einmal umgezogen, wieder in eine Dreizimmerwohnung in der Nähe des Sees, in dem ich seither in den Sommermonaten möglichst regelmäßig schwimme.

Dienstbeginn im Hauptstab der NVA

Von den drei Wochen Erholungsurlaub des Herbstes 1964 konnte ich noch knapp zwei Wochen mit Frau und Tochter im NVA-Erholungsheim Boitzenburg, südlich von Prenzlau, zubringen - in demselben Objekt übrigens, für dessen Sicherheit ich im Herbst 1950 einige Wochen verantwortlich gewesen war. Natürlich war ich neugierig, was ich antreffen würde.

Das Renaissanceschloß derer von Arnim war zwar in gutem Zustand - vor allem die reichen Holztäfelungen und die Stuckarbeiten erfreuten mein Auge wie auch der große Festsaal. Aber den herrlichen Buchenpark am hohen Ufer des Schloßteiches traf ich völlig verwahrlost an. Die kleinen Gartentempel am Nordufer waren zerstört, die schöne Venusstatue aus einem der Tempel war verschwunden, das Familiengrab der Arnims zerfallen und ungepflegt. Der große Reitstall war in einen Speisesaal umgebaut worden, das war aber angesichts des Bedarfs für mehr als hundert Urlauber durchaus zu vertreten.

Bei ruhigem und sonnigem Herbstwetter erlebten wir einen "goldenen Oktober", die hügelige Landschaft der Uckermark erlaubte abwechslungsreiche Wanderungen durch farbenprächtige Wälder und Bootsfahrten über stille Kanäle und Seen. Nur der bohrende Gedanke, was denn die neue Dienststellung bringen würde, versetzte mich in innere Unruhe.

Anfang November meldete ich mich zum Dienstantritt beim damaligen Chef der Verwaltung Personelle Auffüllung, Oberstleutnant Krippner. Er war zu diesem Zeitpunkt mit der

Führung beauftragt, der bisherige Chef der Verwaltung, Oberst Huth, war kurz zuvor zum Ministerium des Innern versetzt worden. Der nächste Gang führte zum Stellvertreter des Chefs des Hauptstabes für Organisation, Oberst Arnold. Die Meldungen im Ministerium verliefen nach dem üblichen Schema: kurze Vorstellung, Information über die Hauptaufgaben des Arbeitsgebietes und über die Forderungen, die an mich gestellt wurden, Zuweisung des Arbeitszimmers und Vorstellung meines unmittelbaren Vorgesetzten sowie meiner künftigen Unterstellten. Mein Abteilungsleiter war Oberstleutnant Haubold, meine Unterstellten waren die Majore Boldt, Planert und Janitz, sämtlich auf dem Gebiet der personellen Auffüllung erfahrene Offiziere im gleichen Alter wie ich.

Wenige Tage nach meinem Dienstantritt übernahm Oberst Steinhöfel die Führung der Verwaltung. Er brachte als bisheriger Chef eines Wehrbezirkskommandos umfangreiche praktische Erfahrungen aus der Arbeit der territorialen Wehrorgane und somit auch auf dem Gebiet der personellen Auffüllung bis zur Ebene der Wehrkreiscommandos mit, nicht so umfangreich waren seine Erfahrungen über die entsprechenden Probleme in der Truppe.

Ich war zwar jetzt der einzige Offizier der Verwaltung mit militäarakademischer Bildung, aber über die Arbeit des Ministeriums auf dem Org.-Gebiet (Strukturen und Stellenpläne, Dislozierung, Nachweisführung über die Hauptarten der Bewaffnung und Ausrüstung, Mobilmachung sowie die Planung und Führung der personellen Auffüllung) hatte ich nur sehr oberflächliche Vorstellungen und kaum Erfahrungen.

Diese Arbeiten wurden zwar auch im Kommando des Militärbezirkes durch ein entsprechendes Strukturorgan in Unterstellung des Chefs des Stabes wahrgenommen, als operativer Offizier hatte ich bestimmte Arbeitskontakte in diesen Bereich gehabt, aber aus Geheimhaltungsgründen erfolgte die Arbeit der betreffenden Offiziere grundsätzlich hinter verschlossenen Türen.

Am Abend des ersten Tages saß ich allein in meinem spartanisch eingerichteten Arbeitszimmer (Schreibtisch, Stuhl, Schrank, Buchablage) und grübelte über mein Schicksal. Nichts von der Arbeit, die auf mich zukam, war mir vertraut oder gar gewohnt. Auch im Arbeitskollektiv kannte ich niemand. Ein schwacher Trost war es, daß ich in anderen Teilen des Org.-Bereiches auf bekannte Gesichter gestoßen war - sei es von der Hochschule für Offiziere oder der Militärakademie her. So u.a. Oberst Schmerler, Oberstleutnant Diederich sowie die Majore Menzel und Schulz.

Meine Niedergeschlagenheit der ersten Tage hielt auch zu Hause an. Ich habe wenig gesprochen und meist vor mich hin gegrübelt. Die wenigen dienstlichen Aufgaben hatte ich ja manchmal in zwei bis drei Stunden erledigt - dann war Leerlauf. Meine Kameraden trösteten mich mit dem Hinweis, es sei ihnen am Anfang ebenso ergangen.

Das hatte auch damit zu tun, daß die militärische Organisationsarbeit damals an keiner Bildungseinrichtung gelehrt wurde, alle Kenntnisse und Verfahrensweisen mußte sich jeder im täglichen Dienst selber aneignen. Erst Ende der 60er Jahre wurde in Erfurt ein Lehrgang für Org.-Offiziere der NVA eröffnet, der dann nach Frankfurt/Oder verlegt und zur "Ausbildungseinrichtung der Org.-Organe der NVA" ausgebaut wurde.

In Lehrgängen von 5 Monaten und von 4 Wochen wurden hier Offiziere, Fähnriche, Unteroffiziere und Zivilbeschäftigte qualifiziert. Im Laufe der Jahre sind alle Offiziere der Verwaltung Personelle Auffüllung dort weitergebildet worden und haben außerdem alle einen militäarakademischen Grad oder einen zivilen Hoch- bzw. Fachschulabschluß erworben. Jede Zuversetzung in die Verwaltung erforderte dann den Nachweis des Besuchs einer der erwähnten Bildungseinrichtungen.

Nachdem ich mein seelisches Tief überwunden hatte, begann ich damit, jede Stunde des Dienstes und viele während der Freizeit dazu zu nutzen, um mich in die Grundlagen und Methoden der personellen Auffüllung zu vertiefen. Mit Genehmigung meiner Vorgesetzten

hielt ich mich - um die Probleme vor Ort kennenzulernen - viel in den Stäben der Verbände, Truppenteile, Einheiten und Einrichtungen auf, den Wehrbezirks- und Wehrkreis-kommandos, aber auch in den Kommandos der Militärbezirke sowie der Teilstreitkräfte. Vor allem in den Regimentern und den Wehrkreis-kommandos, d.h. der untersten Führungsebene, auf welcher strukturell Oberoffiziere bzw. Offiziere für personelle Auffüllung vorhanden waren, lernte ich das ABC meines Arbeitsgebietes.

Das schien mir gut gelungen zu sein, denn bereits nach einem Jahr, im Oktober 1965, wurde ich mit der Führung einer Abteilung betraut und im Januar 1966 zum Stellvertreter des Chefs der Verwaltung und Leiter der Abteilung Perspektivplanung, Analyse und Nachweisführung ernannt. Die Arbeit fesselte mich, bereitete mir zunehmend Freude und auch Erfolgserlebnisse, so bei der Schaffung der Grundlagen für die Perspektivplanung der Einberufungen zum aktiven und zum Reservisten-Wehrdienst sowie für die personelle Auffüllung im Verteidigungszustand.

Im September 1967 wurde ich zu einer Kaderaussprache beim Chef der Verwaltung Kader bestellt. Der Stellvertreter des Chefs des Hauptstabes für Organisation, Oberst Hellmut Arnold, nahm an der Aussprache teil. Mir wurde mitgeteilt, daß vorgesehen sei, mich mit Wirkung vom 1.11.1967 als Chef der Verwaltung Personelle Auffüllung einzusetzen, da Oberst Steinhöfel seine Versetzung beantragt hätte. Nach wenigen Tagen Bedenkzeit sollte ich meine Entscheidung mitteilen.

Am Wochenende umrundete ich mit meiner Frau den Straussee und fragte sie erneut nach ihrer Meinung - eingedenk der Konsequenzen, die sich aus meinen noch relativ geringen Erfahrungen und dieser größeren Belastung für die Familie ergeben würden. Meine Frau, unsere Freunde und auch die Genossen des Dienstbereichs rieten mir zur Zusage, und am 1. November 1967 trat ich als Oberstleutnant (seit 1. März 1966) die Dienststellung eines Generalmajors im Verteidigungsministerium an. Damit war mir die Verantwortung für die gesamte stabsmäßige Planung, Organisation und Führung der personellen Auffüllung der Nationalen Volksarmee übertragen worden - eine Aufgabe, die ich dann bis zum Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst 23 Jahre lang ausübte.

(Über seine Arbeit in dieser Dienststellung hat der Autor in seinem Aufsatz „Die personelle Auffüllung der NVA“ berichtet, der in dem Band „Rührt euch ! Zur Geschichte der NVA“ enthalten ist, erschienen in der edition ost, Berlin 1998)